

# Peter Radunski

„ICH BIN HEUTE EIN RADIKAL  
GEWENDETER UND SAGE,  
DASS DIE EU EINE STAATEN-  
GEMEINSCHAFT SEIN KANN,  
EINEN BUNDESSTAAT WIRD ES  
ABER NICHT GEBEN“



Peter Radunski, geboren am 13. März 1939 in Berlin, 1958 Abitur, Studium der Rechtswissenschaften, Geschichte, Romanistik und Politischen Wissenschaften in Berlin, Bonn und Straßburg, 1961 Mitglied und 1967 hauptamtlicher Bundesgeschäftsführer des RCDS, Referent des Berlin-Besucherdienstes des Ministeriums für gesamtdeutsche Fragen, 1965 Eintritt in die CDU, 1981–1991 Bundesgeschäftsführer der CDU, 1991–1996 Berliner Senator für Bundes- und Europaangelegenheiten und für Wissenschaft und Kunst, Politikberater und Wahlkampfexperte.

Das Interview fand am 16. März 2011 in Berlin statt und wurde geführt von Michael Gehler, Marcus Gonschor und Hinnerk Meyer.

*Herr Senator Radunski, wir möchten Ihnen vorab herzlich dafür Dank sagen, dass Sie uns für ein lebens-, biographie- und parteigeschichtliches Zeitzeugengespräch zur Verfügung stehen. Wir beginnen unsere Zeitzeugengespräche immer mit einer Frage nach der Herkunft. Sie wurden 1939 in Berlin geboren. Können Sie uns etwas zu Ihrem Elternhaus und Ihrer Schulzeit sagen?*

Ich komme aus einem sehr einfachen Arbeiterhaushalt. Mein Vater ist wie viele Väter dieser Zeit im Krieg gefallen, weshalb ich als Halbwise aufgewachsen bin. Der deutsche Staat hatte es aber gut eingerichtet, so dass ich von Anfang an auf der Schule und später auf der Universität ein zwar kleines, aber für mich ausreichendes Stipendium hatte.

*Sie haben angesprochen, dass Ihr Vater im Krieg gefallen ist. Welche Erinnerungen haben Sie generell an die Zeit des Zweiten Weltkrieges und die Nachkriegszeit?*

An den Zweiten Weltkrieg habe ich leider mehr Erinnerungen, als ich wollte. Als ich etwa drei Jahre alt war, wurde unser Nachbarhaus bombardiert. Die Leute kamen unten heraus und es brannte alles. Ich habe viele Bombenangriffe auf Berlin schon bewusst erlebt. Auch die Sirenen – die kann ich heute noch nicht hören, beim Fußball oder sonst wo. Wir sind dann nach Sensburg in Masuren evakuiert worden, das in der Nähe der Wolfsschanze lag, wo ich zumindest die Aufregung über den 20. Juli 1944 miterleben konnte. Die älteren Herrschaften waren damals aber alle beruhigt, dass der Führer überlebt hat. Eine solche zweitrangige Bemerkung muss man einfach machen. Später sind wir vor der Russischen Front nach Sachsen zurückgewichen und evakuiert worden. In Sachsen habe ich dann das zweifelhafte Glück gehabt, den Großangriff auf Dresden auf einem Feld nahe der Stadt zu erleben. Das war heftig. Ich will nicht sagen, dass ich seitdem ein Pazifist bin, aber ich bin sehr vorsichtig im Hinblick auf kriegerische Interventionen. Wenn ich den europäischen Gedanken einmal gern gemocht habe, dann auch deshalb, weil er zumindest in unserem engeren Umkreis den Krieg verhindert oder vermeiden hilft.

*Wo haben Sie die Nachkriegszeit verbracht?*

Die Nachkriegszeit habe ich in Berlin verbracht. Ich war in der außerordentlich glücklichen Situation, dass im Mai 1945 der Krieg zu Ende war und ich im Oktober schon wieder zur Schule gehen konnte. Das verdanke ich der Courage meiner Großmutter, die sofort nach Kriegsende mich und sich auf die Bahn gesetzt hat und wir mit Sack und Pack nach Berlin gefahren sind. Dazu muss ich sagen: Wir hielten uns in dem historischen Teil Sachsens in Schwarzenberg auf. Darüber gibt es ja auch einen Roman namens „Schwarzenberg“.<sup>68</sup> Dort waren weder Amerikaner noch Russen. Dadurch konnte man schnell weg. Das hat dann zu unserer Überraschung über drei Wochen gedauert, in denen ich vielerlei erlebte. Teilweise wollten uns auch polnische Radikale ans Leben. Es ist aber alles gut gegangen. Ich habe die Nachkriegszeit in Berlin mit all den Turbulenzen erlebt, vor allem die schreckliche Zeit der Blockade. Dort habe ich schließlich auch mein Abitur gemacht und mein Studium aufgenommen.

*Sie machten 1958 Ihr Abitur. Danach haben Sie bis 1967 ein Studium der Rechtswissenschaften, Geschichte, Romanistik und Poli-*

68 | Stefan Heym: *Schwarzenberg*. München 1984.

*tischen Wissenschaften in Berlin, Bonn und Straßburg absolviert. Wer waren für Sie prägende Lehrer, vielleicht schon in der Schule und vor allem später an der Universität?*

Von der Schule blieb kein allzu prägender Lehrer in Erinnerung. Sie spielen keine größere Rolle. Was an der Schule bemerkenswert war, ist, dass wir uns im Musiksaal versammelt haben und dann manchmal vier bis fünf Stunden lang die Debatten über die Römischen Verträge im Bundestag anhörten. Damals habe ich einen ersten europapolitischen Eindruck bekommen. Ich war nie ein politischer Mensch – das bin ich erst später im Zusammenhang mit dem Bau der Berliner Mauer wirklich geworden. Vorher war ich uninteressiert. Unpolitisch war ich aber nicht, denn Politik war immer eine Existenzfrage. Ich denke, dass die Diskussion über die Römischen Verträge für mich interessant war. Es war einer der Punkte, der mich sehr stark von der Sozialdemokratie getrennt hat. Die Friedrich-Ebert-Schule, auf der ich war, war per se eine SPD-Schule. Auch mein sehr intensives christliches Engagement war in dem atheistischen Milieu, was ich dort vorfand, nicht das Richtige, so dass ich von der SPD abgestoßen war. Die FDP war auch nicht das Richtige für mich, so dass ich mich später über den RCDS zur CDU bewegt habe. Einer der Hauptpunkte, der mich interessierte, war Europa. Ich habe als 16/17-Jähriger Schuljunge freiwillig Luftballons für die Europa-Union aufgeblasen und an der Gedächtniskirche verteilt. Ich gebe zu, dass mich die Inhalte weniger tiefgehend interessierten, aber der Gedanke, dass Europa zusammengeht, nicht mehr kämpft, es keine Grenzen mehr gibt und eines Tages so ist, wie wir es heute kennen, gefiel mir. Europa war einer der wichtigsten politischen Gedanken. Später habe ich in der Partei, als der Kampf für oder gegen den europäischen Bundesstaat geführt wurde, sogar gegen meinen großen Meister Kohl als Bundesminister aus Berlin auf einem Parteitag eine kleine und siegreiche Revolte angezettelt. Auf dem Düsseldorfer Parteitag 1992 haben wir den Bundesstaat Europa als Ziel weiterhin im Programm behalten. Später ist das durch die Entwicklung überholt worden. Ich bin heute ein radikal Gewendeter und sage, dass die EU eine Staatengemeinschaft sein kann. Einen Bundesstaat wird es aber nicht geben. Mir kann die Gemeinschaft gar nicht groß genug sein, das darf ich auch gleich sagen. Ich hätte sehr gerne z. B. auch die Türkei dabei, wenn sie denn will. Wir stellen ja immer nur die Frage, ob wir sie wollen. Die viel größere Frage ist aber, ob die Türkei Mitglied werden will. Während meiner politischen Zeit hatte ich sehr viele Kontakte in die Türkei. Der Kampf, ob die Türkei europäisch, asiatisch, ob sie muslimischer oder

Rechtsstaat wird, ist nach wie vor offen. Europa als Thema hat mich immer interessiert. Durch meine vielen Aufenthalte in Straßburg, wo meine Mutter zwischenzeitlich lebte, nachdem sie aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt war und geheiratet hatte, habe ich auch Unistudien gemacht. Das Schöne war, dass man eben nicht nur Sprachkenntnisse erwerben konnte, sondern auch die Politik mitverfolgen konnte. Ich habe später Frankreich auch zu meiner Wahlheimat gemacht.

*Kommen wir noch einmal auf die Hochschullehrer zurück.*

Hochschullehrer kann ich Ihnen einige prägende nennen. Als ich anfang zu studieren, gab es die Politische Wissenschaft noch nicht. Ich hatte erst mit Jura begonnen, aber das bereitete mir keine Freude. Das Staatsrecht interessierte mich immer mehr. Ich merkte aber, dass man nicht unmittelbar nach dem Jura-Studium an das Verfassungsgericht gehen konnte, weshalb ich mich entschied, Geschichte, Politologie und Französisch in Richtung Studienrat zu studieren. Während dieser Zeit wurde aus dem Otto-Suhr-Institut,<sup>69</sup> das hier praktisch schon eine Abendschule war, die Theodor Heuss und andere gegründet hatten, eine richtige Fakultät mit einem wirklichen wissenschaftlichen Profil. Vorher konnten Sie dort Politik quasi nicht wissenschaftlich studieren. Einen wissenschaftlichen Abschluss wollte man aber haben. Ich habe mir von den Politologen sehr viel versprochen. Wir dachten, wir stürmen alle die Beamtenpositionen, aber die Juristen haben uns eines Besseren belehrt. Einer der Politologen, Ernst Fraenkel<sup>70</sup>, nahm mich eines Tages nach einem Referat zur Seite und meinte, dass ich politisches Talent hätte. Das hat unheimlich gut getan. Er meinte, ich sollte mich trauen, auch wenn ich nicht gleich Beamter werden würde. So habe ich mich zur Politologie begeben, in Richtung Fraenkel sehr stark vergleichende Staats- oder Regierungslehre studiert. Amerika und England kamen als Themenkomplexe hinzu, was mir später bei meinen Wahlkampfbeobachtungen sehr geholfen hat. Ich habe dann als Schwerpunkt Innenpolitik bei Kurt Sontheimer<sup>71</sup> belegt. Sontheimer,

69 | *Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der FU Berlin, benannt nach Otto Suhr (1894–1957), deutscher Politiker der SPD, 1955–1957 Regierender Bürgermeister von Berlin.*

70 | *Ernst Fraenkel (1898–1975), deutsch-amerikanischer Politikwissenschaftler, 1953–1967 Professor an der FU Berlin.*

71 | *Kurt Sontheimer (1928–2005), deutscher Politikwissenschaftler, 1962–1959 Professor an der FU Berlin.*

Fraenkel und Richard Löwenthal<sup>72</sup> für die Außenpolitik waren für mich prägende Gestalten. Aber auch Staatsrechtler wie Ulrich Scheuner<sup>73</sup> oder der Schweizer Max Imboden<sup>74</sup> haben mich, als ich noch Jura studierte, sehr überzeugt. Ich habe natürlich auch noch große Alte gehört, aber das spielt jetzt weniger eine Rolle. Ich bin sehr gerne zu den Vorlesungen von anderen Professoren gegangen und habe versucht, das Studium breit anzulegen. Der Scheine-Berg, den ich später angehäuft hatte, hätte auch für drei Examina gereicht. Ich habe relativ lange studiert, was die Berliner Studenten, als ich später Wissenschaftssenator war, immer herrlich erfreute: Der Kerl, der immer für Effizienz plädiert, hat früher selber so lange studiert. Das war ein Quell grenzenloser Freude. Das war aber auch anders, weil ich in den letzten Jahren meines Studiums nur noch halb studierte und schon aktiv im RCDS als Grundsatzchef, als Presseemann und gleich nach dem Examen als Bundesgeschäftsführer gearbeitet habe.

*Gab es für Sie zu dieser Zeit schon historische oder politische Vorbilder?*

Politische und historische Vorbilder gab es sehr viele. Historisch setzt sich jeder Preuße einmal ausführlich mit Bismarck auseinander. Später habe ich noch intensiver über ihn gelesen. Nach Ernst Engelbergs Ausführungen habe ich Bismarck in beiden Kategorien fürchten und lieben gelernt.<sup>75</sup> Man sah da auch die Einsamkeit des großen Politikers. Bismarck war sicher ein Vorbild. Adenauer ist es erst in meiner reiferen Jugend geworden. Ich habe es als Pressereferent des RCDS tatsächlich fertiggebracht, seinen Rücktritt zu fordern. Ich war damals noch so unschuldig, dass ich dachte, es hätte keine größere Bedeutung. Zu dieser Zeit hatte ich noch kein Telefon. Die Presseerklärungen habe ich immer von der Telefonzelle aus gemacht. Damals konnte man dort auch noch angerufen werden. Ich gab also meine Presseerklärung ab, warum Adenauer zurücktreten sollte, und ließ die Sache ruhen. Ein paar Tage später stellte ich fest, welche Relevanz diese Presseerklärung hatte, als mir jemand sagte, dass es keine deutsche Tageszeitung gab, die

72 | *Richard Löwenthal (1908–1991), deutscher Politikwissenschaftler, 1961–1974 Professor an der FU Berlin.*

73 | *Ulrich Scheuner (1903–1981), deutscher Staatsrechtler, 1950–1972 Professor an der Universität Bonn.*

74 | *Max Imboden (1915–1969), schweizerischer Staatsrechtler, Professor an der Universität Basel.*

75 | *Ernst Engelberg: Bismarck. Urpreuße und Reichsgründer. Berlin (Ost) 1985.*

meine Erklärung nicht brachte. Ich habe Adenauer später kennengelernt, als ich einen Demonstrationszug von Berliner Studenten anführte, die damals für Heinrich Lübke nach seiner Wiederwahl als Bundespräsident demonstrierte. Damals ging es um die Frage der Großen Koalition. Daraufhin lud Carlo Schmid<sup>76</sup> die Spitze der Demonstration ins Schloss Bellevue ein. Da hat mir Adenauer die Hand gegeben und in seinem kölnischen Dialekt gesagt: „Junger Mann, dat haben Se aber jut jemacht.“ Er hat sicher nicht geahnt, wen er da eigentlich vor sich hatte. Heute bewundere ich das sehr und bereue diese Tat, obwohl sie damals natürlich der Stimmung der jungen Leute in der CDU entsprach. Die Ära Adenauer ging dann auch zu Ende. Das war eine zähe Geschichte und war für die CDU, wie sich später zeigte, tödlich. Es war vom Sensus richtig und sicher Ausdruck meiner Generation. Adenauer war ein großes Vorbild. Herbert Wehner<sup>77</sup> (SPD) war für mich ein sehr markanter und interessanter Politiker. Wem ich in der Jugend sehr großes Unrecht angetan habe, war Kurt Schumacher,<sup>78</sup> weil ich einfach mit diesen Brüllern aus der Weimarer Republik nichts anfangen konnte. Die mochte ich alle nicht. Das war für mich alles Hitler – alle schrien fürchterlich herum. Die weiseren und ruhigen Formen der Diskussion gefielen mir besser. Auch Karl Theodor zu Guttenberg – ich meine nicht den jüngsten – habe ich sehr geschätzt.<sup>79</sup> In den Anfangsjahren des RCDS war es üblich, dass sich die Leute, die wir als Redner engagiert hatten, mit uns im kleinen Kreise zusammensetzten und uns erklärten, wie Politik funktionierte usw. Das war toll. Guttenberg hat uns später auch noch ins Kanzleramt eingeladen. Das war jemand, den ich sehr geschätzt habe, der ein unglaublich aufgefächertes Wissen und ein sehr abgewogenes Urteil hatte. Er hat mir sehr gut gefallen. Außenminister Gerhard Schröder<sup>80</sup> hat mir auch sehr, sehr gut gefallen. Bei Schröder

76 | Carlo Schmid (1896–1979), deutscher Politiker der SPD, 1949–1972 Mitglied des Deutschen Bundestages, 1949–1966 und 1969–1972 dessen Vizepräsident.

77 | Herbert Wehner (1906–1990), deutscher Politiker der SPD, 1966–1969 Minister für gesamtdeutsche Fragen, 1969–1983 Vorsitzender der SPD-Fraktion im Deutschen Bundestag.

78 | Kurt Schumacher (1895–1952), deutscher Politiker der SPD, 1949–1952 Fraktionsvorsitzender seiner Partei im Deutschen Bundestag.

79 | Karl Theodor von und zu Guttenberg (1921–1972), deutscher Politiker der CSU, 1967–1969 Parlamentarischer Staatssekretär im Bundeskanzleramt, Großvater des späteren gleichnamigen CSU-Politikers und Bundesverteidigungsministers (2009–2011) Karl-Theodor zu Guttenberg (geb. 1971).

80 | Gerhard Schröder (1910–1989), deutscher Politiker der CDU, 1953–1961 Innen-, 1961–1966 Außen- und 1966–1969 Verteidigungsminister seines Landes.

war das Interessante, dass er damals den RCDS beauftragte, mit palästinensischen Studenten in Arabien zu diskutieren. Das habe ich zweimal gemacht, wo ich jeweils gut mehrere Monate in Arabien war. Wir haben über das Selbstbestimmungsrecht und den Umgang mit Flüchtlingen diskutiert, weil wir damals noch hofften, dass die Entwicklung sehr viel friedlicher verlaufen könnte. Damals war es so, dass wenn Sie in die eine Ecke des Orients gefahren sind, dann kamen Sie von Israel nicht nach Arabien oder wenn Sie nach Arabien gefahren sind, kamen Sie nicht nach Israel, zumal damals die ganzen Christenstätten in arabischer Hand waren. Jerusalem war nur zu einem kleinen Teil unter israelischer Kontrolle. Ich habe mich mit diesem Politiker also sehr, sehr angefreundet. Dann hatte ich eine kurze Schwarmphase für Rainer Barzel und relativ früh, da war ich auch schon im RCDS, für Kohl. Es ist ganz interessant: Die Zeit hat vor kurzem die Publikation „60 Jahre Bundesrepublik“<sup>81</sup> herausgegeben, worin Kohls Artikel über Intellektuelle veröffentlicht wurde. Den habe ich damals schon gelesen. Ich fand das ganz toll, wie er sich äußerte. Er war einer der wenigen, der mit uns diskutierte. Ich habe mindestens fünfmal mit ihm auf dem Podium gesessen, nichts ahnend, dass er einmal mein Chef werden könnte. Er wollte etwas Weiterführendes machen, während Barzel erst eine große Revolution, gegen alle antreten wollte und sich dann als geschäftsführender Vorsitzender einordnen lassen hat. Er hat also keine Kampfkandidatur gesucht. Ich habe später noch eine Reihe von anderen Politikern als prägende Figuren empfunden. Besonders Kurt Biedenkopf<sup>82</sup> und Heiner Geißler<sup>83</sup> waren meine Mentoren. Biedenkopf hat mich gerufen, ohne dass er mich persönlich kannte. Nur einige Schriften von mir kannte er. So hat er mich von heute auf morgen zum Hauptabteilungsleiter Öffentlichkeitsarbeit der CDU gemacht. Das war ein Riesensprung – ins kalte Wasser wie auch nach oben. Mit Geißler habe ich dann ewig lange zusammengearbeitet. Ich könnte aber noch weitere, wie Lothar Späth<sup>84</sup> usw. nennen. Ich hatte schon eine Menge Persönlichkeiten, an denen ich mich politisch orientiert habe.

81 | *Theo Sommer (Hg.): 60 Jahre Bundesrepublik im Spiegel der „Zeit“. Sechzig prägende Kontroversen. Hamburg 2009.*

82 | *Kurt Biedenkopf (geb. 1930), deutscher Politiker der CDU, 1973–1977 Generalsekretär seiner Partei, 1990–2002 sächsischer Ministerpräsident.*

83 | *Heiner Geißler (geb. 1930), deutscher Politiker der CDU, 1977–1989 Generalsekretär seiner Partei, 1982–1985 Jugend-, Familien und Gesundheitsminister seines Landes.*

84 | *Lothar Späth (geb. 1937), deutscher Politiker der CDU, 1978–1991 baden-württembergischer Ministerpräsident.*

*Sie haben angesprochen, dass Sie sehr früh mit dem Europagedanken in Verbindung gekommen sind und sich damit identifiziert haben. Europa, die EWG und die Montanunion sind eine Sache. Es geht um das Kern- und Westeuropa. Wann ist eigentlich für Sie klargeworden, dass Europa mehr als nur das Kerneuropa und nicht nur wirtschaftsorientiert ist, sondern auch eine politische Dimension und Wirkungskraft hat?*

Es war meine Hoffnung und eine, die ich schon im RCDS hegte. Dieser Überzeugung habe ich da und dort bei unseren nationalen und internationalen Resolutionen Ausdruck verliehen. Europa hört nicht an der Neiße auf, so wie Deutschland ja auch nicht nur der westliche Teil ist. Wir haben nachher mit Kohl die Idee Mitteleuropas fast zur Theorie ausgebildet. Kohl hat immer gesagt, dass Warschau und Prag wie Dresden, Leipzig und Berlin europäische Städte sind. Das waren Dinge, die wir auch kampagnenmäßig stark geprägt haben und die damals die Linke sehr kritisiert hat – das muss man sagen. Die hielt es nicht für nötig. Wir hatten im Grunde genommen eine abnehmende Hoffnung auf die Wiedervereinigung in Deutschland. Für mich war überraschend, dass fast alle, die auch wissenschaftlich tätig waren, nicht glaubten, dass es eine realistische Chance gibt.

*Sie haben Adenauer und Kohl schon angesprochen. Wie fällt Ihr Vergleich der Adenauerschen Vorstellung von Europa aus den 1950er und 1960er Jahren mit der Vorstellung Kohls aus den 1980er und 1990er Jahren aus? Würden Sie Unterschiede sehen oder ist das im Grunde genommen doch eine Kontinuität?*

Kohl selbst, wenn er jetzt hier sitzen würde, hätte gesagt, dass es eine Kontinuität ist. Ich selber habe es auch als Kontinuität erlebt. Man muss allerdings sagen, dass die Aufgaben andere waren. Adenauer musste uns überhaupt erst in die Völkergemeinschaft zurückführen. Wir waren die ersten Jahre noch nicht einmal souverän und hatten keinen Außenminister. Das musste er erst alles schaffen. Die größte Leistung von Adenauer – das kann ich beurteilen, weil ich es enger mitverfolgt und gesehen habe – war die Aussöhnung mit Frankreich. Ich habe jetzt erst wieder im Sonderheft der französischen Wochenzeitung *L'Express* über de Gaulle gelesen, dass die Franzosen Adenauer in einer unglaublichen Weise schätzen – natürlich auch de Gaulle. Unter den vier bis fünf großen Leistungen de Gaulles schätzen die Franzosen selbst die Aussöhnung mit Adenauer. Das ist eine Sache, die große historische Bedeutung



hat. Nicht umsonst ist von der KAS ein Denkmal, das die Umarmung der beiden Staatsmänner vor der Kathedrale von Reims darstellt, errichtet worden. Adenauer hat, glaube ich, schon den europäischen Gedanken gehabt. Was Adenauer vielleicht von Kohl wirklich unterscheidet, ist, dass Adenauer sich eindeutig für die Westpolitik in Abgrenzung zu irgendwelchen offenen Ostpolitiken und möglichen Modellen deutscher Neutralität – ob es diese Chance gab, ist umstritten, aber es war eine Alternative – entschieden hat: Dem Teil der Deutschen, der die Freiheit hat, wollen wir sie wenigstens erhalten, das war seine Meinung. Kohl hat immer gesagt, dass über die Wiedervereinigung Europas auch die Wiedervereinigung Deutschlands kommt. Das ist auch richtig gewesen. Bei Kohl war die europäische Politik auch Wiedervereinigungspolitik. Er setzte die weitere Aussöhnung mit Frankreich fort, lange bevor die Wiedervereinigung als Möglichkeit auf dem Tisch lag. Das sind Punkte gewesen, die ganz bewusst gemacht worden sind. Ich weiß genau, wie Kohl und Teltschik<sup>85</sup> im Kanzleramt waren: Da lag noch nicht einmal der Bleistiftanspitzer und sie haben gesagt, jetzt fahren wir zu Mitterrand.

*Die Frage stellt sich auch, weil es scheint, dass das Kohlsche Europa ein größeres Europa als das Adenauersche war. Kohl hat die kleineren Staaten, die Mitte und den Osten miteinbezogen, aber er ist auch für Nordeuropa offen gewesen. Er ist im Grunde genommen nicht mehr nur in Cadenabbia, wenn man das einmal so formulieren darf.*

Adenauer war natürlich viel durchdrungener – Schuman und De Gasperi wohl auch – von diesem christlich demokratischen Gedanken. Heute würde man Klein- oder Kerneuropa sagen. An das andere wagte doch keiner groß zu denken, ohne dass irgendjemand etwas gegen Skandinavien gehabt hätte. Es stand nicht zur Debatte. Deswegen glaube ich, dass Adenauer erst auf die vorrangigen Dinge konzentriert war. Darüber hinaus denke ich, dass Adenauer natürlich immer gerne Polen dabei gehabt hätte. Aber das waren alles Fragen, die so nicht im Vordergrund gestanden haben. Erst musste man einmal die EG im Westen zusammenbringen. So war es übrigens bei den Parteien später genauso, aber auf das Thema kommen wir ja später noch zu sprechen.

85 | Horst Teltschik (geb. 1940), deutscher Politiker der CDU, 1972–1983 Leiter des Büros von Helmut Kohl, 1983–1991 stellvertretender Leiter des Bundeskanzleramts.

*Wir haben bereits Ihre Politisierungsphase angesprochen. Sie haben gesagt, dass das Jahr 1961 mit dem Mauerbau für Sie ganz entscheidend war. Sie haben auch die Berlinblockade erwähnt. Nicht erwähnt wurde bis jetzt der 17. Juni 1953, ein Berliner Ereignis. Können Sie etwas aus Ihrer direkten persönlichen Erinnerung dazu sagen?*

Der 17. Juni war sehr lebhaft. Ich wäre beinahe von einem Polizeiauto überfahren worden. Wie man als Junge neugierig ist, bin ich dorthin gefahren. Ich war 15 Jahre alt. Plötzlich kam wie wild ein Polizeiauto angefahren und es hätte nicht viel gefehlt, dass ich überfahren werde. Ich habe mir dann auch die Vorgänge angeschaut. 1956 wurde ich beim Aufstand in Ungarn noch einmal politisiert. Die Berliner Schüler hatten damals eine große Veranstaltung auf dem Platz vor dem Schöneberger Rathaus, wo später auch die große Kennedy-Sache<sup>86</sup> war. Da waren wir alle nicht zufrieden, weil die Politiker alle besänftigt haben, wir aber Freiheit für Ungarn und die Zone forderten. Wir sind dann gen Brandenburger Tor gelaufen und wollten durchmarschieren. Gott sei Dank, kam dann ein paar hundert Meter vor dem Brandenburger Tor Willy Brandt. Er hat uns beruhigt und wir sind doch wieder nach Hause gegangen, weil es damals vielleicht auch zu Schüssen geführt hätte. Es waren verdammt viele Schüler und ich glaube kaum, dass sie uns so ohne Weiteres hätten ziehen lassen.

*Haben Sie noch direkte Erinnerungen an den 13. August 1961?*

Ja, ganz direkte. Damals war ich bei meinem Ferienkurs in Frankreich. Ich war damals schon mit meiner späteren Frau verlobt. Da hörte ich mit einem Ohr, dass sie Berlin zumachen. Ich habe einen riesigen Schreck bekommen und versucht, meine Frau anzurufen. Damals hatte ja noch nicht jeder ein Telefon und Handy. Das dauerte. Dann habe ich noch ein paar Male genauer bei den Nachrichten hingehört und gemerkt, was da überhaupt passiert: dass unsere Stadt total geteilt wird. Das habe ich dann auch erlebt, als ich zurückgekehrt war. Ganz kurz vor dem Mauerbau war ich noch in Ost-Berlin an der Humboldt Universität, um mir einen alten französischen Text zu holen. Die altfranzösischen Sachen gab es dort sehr viel billiger, danach nie wieder. Das war das Persönliche. Das Zweite war, dass ich gesagt habe, dass wir uns das

86 | *US-Präsident John F. Kennedy hielt am 26. Juni 1963 vor dem Schöneberger Rathaus aus Anlass des 15. Jahrestages der Berliner Luftbrücke die berühmte Rede, in der er sagte „Ich bin ein Berliner“.*

nicht gefallen lassen dürfen. Da müssen wir politisch etwas unternehmen. Ich habe mir die verschiedenen Studentenorganisationen angeschaut und bin dann beim RCDS hängengeblieben. Dann habe ich ungefähr im Oktober 1961 eine Veranstaltung mit dem Titel „Berlin halten – Auf Deutschland verzichten?“ – das war eine hochpolitische Formulierung – mit Sebastian Haffner<sup>87</sup>, Dr. Guttenberg usw. gemacht. Damals ist übrigens das erste Mal Rudi Dutschke<sup>88</sup> aufgetreten und ist als Trottel fortgejagt und ausgelacht worden. Das muss man wissen. Haffner hat gefragt, wie man solch unqualifizierte Aussagen tätigen könne. Das war eine tolle Diskussion, riesig. Diese Formel, die mir damals eingefallen war, hat später in sehr vielen Leitartikeln eine gewisse Rolle gespielt, weil es den Punkt traf. So sah es auch lange aus.

*Vor Ihrer Diplom-Prüfung 1967 am Otto-Suhr-Institut der FU Berlin fungierten Sie als Referent des Berlin-Besucherdienstes im Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen. Wie sind Sie zu dieser Tätigkeit gekommen?*

Ganz einfach. Der Chef des Berlin-Besucherdienstes hat einen guten RCDS- und Parteikollegen gerne gefördert, zumal ich die Aufgaben natürlich auch ganz ordentlich erledigt habe. Ich habe ihn gebeten, weil ich Geld zum Leben brauchte. Das war ein guter Verdienst. Da bekamen Sie damals 35 DM für deutschsprachige und 50 DM für ausländische Besucher. Das war viel Geld. Man bekam so zwei bis drei Vorträge pro Monat. Man kannte sich dann später untereinander gut. Dieser Referentenkreis sieht aus wie ein Who is who der deutschen Politik. Im Grunde genommen war das nichts anderes als normale politische Bildung.

*Welche Erinnerungen verbinden Sie mit den bisherigen Bundesministern für gesamtdeutsche Fragen?*

Einer war Erich Mende.<sup>89</sup> Es war in der Tat so, dass wir zweimal im Jahr in einem Kreis von etwa 60 bis 80 Leuten mit den Ministern zusammensaßen. Unglaublich viele Gruppen kamen nach Berlin und wollten dann betreut werden. Mit Mende wie auch Wehner haben wir ganz tolle Diskussionen gehabt. Bei Wehner kann ich mich erinnern, dass es eine

87 | Sebastian Haffner (1907–1999), deutscher Publizist und Historiker.

88 | Rudi Dutschke (1940–1979), deutscher sozialistischer Studentenführer.

89 | Erich Mende (1916–1998), deutscher Politiker der FDP, 1963–1966 Minister für gesamtdeutsche Fragen seines Landes.

Weile dauerte. Er hatte erst Schwierigkeiten mit uns, weil er natürlich völlig zu Recht lauter Nicht-Sozialdemokraten witterte. Das Ministerium war vorher immer in den Händen der anderen Parteien. Danach gab es nicht so viele stramme Sozialdemokraten im Ministerium. Sie traten für die Wiedervereinigung und die deutschen Positionen ein. Es hätte keinen Sinn gehabt, den armen Besucherrunden gleich das Kritischste vom Kritischen aufzutischen. Wehner war ein wenig feindselig, aber er hat dann gemerkt, dass uns die Thematik interessiert. Wir hatten dann auch mit ihm einen wunderbaren Abend. Mende und Wehner haben mir beide sehr gut gefallen.

*Können Sie Mende und Wehner charakterisieren?*

Bei Mende hatte man das Gefühl, dass er glatt, diplomatisch und souverän war. Seine Formulierungen waren immer sehr eloquent. Bei Wehner hatte man den Eindruck, dass ihn die Frage bis in die letzte Faser traf. Er war häufig aufgeregt, weil er Bluthochdruck hatte. Ich hatte das später auch, deshalb weiß ich, wie einem dann zu Mute ist: Man empfindet alles häufig als sehr nervenaufreibend.

*Vielleicht noch eine kurze formale Frage: Wann sind Sie eigentlich der CDU beigetreten?*

Im März 1965 vor der Wahlentscheidung.

*Was waren Ihre Aufgaben als Referent beim Berlin-Besucherdienst?*

Ich sollte die Situation der deutschen Teilung schildern. Jeder Referent hatte meist zwei Spezialthemen, etwa das Schulsystem der DDR. Ich hatte mich auf die Kulturpolitik in der DDR konzentriert. Ich habe dann immer ein Gedicht von Günter Kunert<sup>90</sup> über Freiheit und Nachdenken vorgelesen und die Frage aufgeworfen, was Freiheit wirklich ist. Auch das Thema Parteien spielte eine Rolle. Ich habe erläutert, dass das Blocksystem eigentlich nur ein Schein ist, wie es funktioniert und dass man bei der Wahl eben nicht an die Wahlurne gehen kann. Diese ganz einfachen Sachen, wie Unterschied zwischen Grundgesetz und DDR-Verfassung, Pressefreiheit usw. haben wir besprochen. Hinzu kamen natürlich die Fragen des Publikums.

90| Günter Kunert (geb. 1929), deutscher Schriftsteller.

*Wie haben Sie im Rahmen dieses Dienstes die Deutschland- und Europapolitik Kiesingers erlebt?*

Ich muss Ihnen ganz ehrlich sagen, dass ich Kiesinger persönlich für ein europäisches Kind gehalten habe. Er war immer sehr souverän, formulierte immer sehr schön. Ich habe die Große Koalition positiv erlebt. Ich würde bis heute sagen, dass das die beste Regierung war, die Deutschland jemals hatte. Wenn Sie einmal überlegen, was die zwischen 1966 und 1969 in kurzer Zeit geschaffen hatte. Mehrere Gesetze, die sie verabschiedet haben, waren morgens gleich Klausurthemen: das Stabilitätsgesetz beispielsweise. Allein diese wunderbare Kombination aus Plisch und Plum,<sup>91</sup> literarisch gesprochen, war schon toll. Kiesinger war ein blendender Moderator, Brandt ein wunderbarer Außenminister, Leber<sup>92</sup> ein erstklassiger Verkehrsminister. Das muss ich wirklich sagen: Sie hatten eine tolle Crew. Vor allen Dingen war es eine Regierung, die dem Volk – was nie wieder gekommen ist – den wirklichen Eindruck gab, dass sie etwas herumreißen. Es war das erste Mal, dass das deutsche Wirtschaftswunder ein bisschen ins Stocken gekommen war – verglichen mit allen Dingen, die wir später erlebt haben, war das eigentlich fast lächerlich. Aber damals hatte man das Gefühl, dass eine Krise kommt.

*Die Große Koalition ist in Österreich fast ein Dauerzustand gewesen. Wie erklären Sie sich, dass die Große Koalition, die Sie gerade eben als die erfolgreichste und beste Regierung in Deutschland bezeichnet haben, so wenig im öffentlichen Bewusstsein als Erfolgsgeschichte oder auch als Modell wahrgenommen worden ist? In der weiteren Folge haben wir bis Merkel/Steinmeier keine Große Koalition mehr?*

Eigentlich kann man sagen, dass es bei uns sowieso kein großes Bewusstsein gibt. Das Geschichtliche interessiert (die breite Masse) nicht. Wir haben wenig Nachkriegsereignisse, von denen wir sagen: Schau mal. Ein wenig hat es sich jetzt mit Adenauer durchgesetzt. Die Adenauer-de Gaulle-Aussöhnung verstehen manche, sicher auch die

91 | Wegen der engen Zusammenarbeit in der Großen Koalition (1966–1969) zwischen CSU-Finanzminister Franz Josef Strauß und SPD-Wirtschaftsminister Karl Schiller (1911–1994) wurden beide in Anlehnung an Wilhelm Buschs Geschichte auch Plisch und Plum genannt.

92 | Georg Leber (1920–2012), deutscher Politiker der SPD, 1966–1972 Verkehrsminister, 1972–1978 Verteidigungsminister seines Landes.

Europapolitik Kohls, vor allen Dingen spürbar beim Euro. Ansonsten haben wir bis auf die Wiedervereinigung wenige solche kollektiv prägenden und präsenten Themen. Eine Regierung so zu beurteilen, wie ich es jetzt mache, kommt sehr selten vor. Allerdings: Wenn Sie mit Leuten reden, bekommen Sie sofort Stimmung. Ich habe gerade vor wenigen Tagen meinen Geburtstag mit alten Freunden aus der Otto-Suhr-Institutszeit gefeiert. Sie haben mir alle Recht gegeben – und das sind sowohl Sozialdemokraten als auch CDU-Leute. Wir haben gesagt: Das war wirklich eine Regierung. Man hatte das Gefühl, dass die Regierung einem die politische Situation erklärt. Das war das große Verdienst Schillers, das große Verdienst Strauß'. Sie haben es eben auch außenpolitisch geschafft, einen wirklich europäischen Kurs zu steuern. Damals sah man sich in der Union noch mit dem großen Problem konfrontiert, von der Kontroverse zwischen Atlantikern und Gaullisten wegzukommen. Das war schon sehr, sehr gut. Auseinandergegangen ist diese Koalition viel zu früh, aber zwangsläufig. Der Linkstrend in der Gesellschaft war einfach viel zu groß, als dass sich die SPD versagen konnte, mit den paar FDP-Stimmen eine neue Koalition zu bilden. Die sozialliberale Koalition hat aber eigentlich keinen Erfolg gehabt. Viele Deutsche vergessen leicht: Wäre Brandt nicht bei dem Misstrauensvotum herausgekauft worden, wäre es anders gekommen. Deswegen finde ich immer: Das war der größte Skandal in der deutschen Geschichte.

*Zwei gekaufte Stimmen durch das Ministerium für Staatssicherheit der DDR (Stasi)?*

Ja. Ob das eine die Stasi war oder nicht, weiß man nicht. Ob das andere die Regierung selber war, interessiert mich jetzt auch nicht mehr. Jedenfalls war das eine klassische Korruption der Parlamentsmehrheit. Das ist heftig gewesen, gekrönt eigentlich dadurch, dass Brandt ein Dreivierteljahr später einen relativ guten Wahlsieg hatte. Die Verbindung zur FDP hing am seidenen Faden, der dann auch nicht so lange gehalten hat.

*Über den Mauerbau haben wir schon gesprochen. Er gilt als Manifestation des Status quo der deutschen Zweistaatlichkeit. Wie haben Sie in diesen Jahren die deutsche Frage beurteilt?*

Ich habe persönlich immer geglaubt, dass es die Wiedervereinigung geben wird. Ich habe nicht geglaubt, dass sie zu meinen Lebzeiten

stattfindet, habe aber am Osteuropa-Institut einen baltischen Professor für Völkerrecht gehört, der uns gesagt hat: Sie werden es erleben, 2000 bricht die Sowjetunion aus mindestens drei Gründen zusammen. Der erste Grund ist der, dass die Kommunisten nicht mehr an den Kommunismus glauben, der zweite, dass sie nicht mit dem Islam fertig werden, und der dritte, dass dieses zentrale System mit Moskau alles auffrisst. Man muss sich dessen ja klarwerden: In dieser Stadt waren Zweidrittel bis noch mehr des gesamten Vermögens der Sowjetunion, dieses riesigen Reiches, gebündelt. Das ist an sich unglaublich.

*1965 gingen die NEI in der EUCD auf. Wie haben Sie deren Gründung erlebt? War das überhaupt ein Thema für Sie?*

Nein, nicht zu dem Zeitpunkt. Ich bin in meine intensiven Studien eingetaucht gewesen. 1967 war es für mich interessant, weil Konrad Kraske mich für die Position eines wissenschaftlichen Mitarbeiters im Dokumentationszentrum der Internationalen Christlichen Organisation in Rom vorgeschlagen hatte. Das wollte ich auch machen. Ein Deutscher sollte es auch werden, aber irgendwie haben es die Italiener dann doch hinbekommen, dass es Roberto Papini<sup>93</sup> wurde. Das war auch in Ordnung. Ich weiß auch nicht, ob mir diese Stelle so gefallen hätte, wenn ich dort so lange gewesen wäre. Zu dem Zeitpunkt ist mir das erste Mal aufgefallen, dass es diese internationalen Möglichkeiten gab.

*1967 ist der erste Berührungspunkt mit der Materie der christdemokratischen Parteienkooperation?*

Ja, und zwar deshalb, weil ich 14 Tage nach meinem Examen Chef des RCDS geworden bin. Man wollte eine hauptamtliche Struktur auch in der Jugendorganisation schaffen. Das wurde von der CDU gefordert. Ich habe das damals mit Kai-Uwe von Hassel ausgehandelt, weil wir sonst im linken Strom untergegangen wären. Wir haben einige Anstrengungen unternommen, etwa das Buch „Die herausgeforderte Demokratie. Deutscher Student zwischen Reform und Revolution“<sup>94</sup> geschrie-

93 | Roberto Papini (geb. 1938), italienischer Politiker der DC und Historiker.

94 | Wulf Schönbohm/Jürgen B. Runge/Peter Radunski: *Die herausgeforderte Demokratie. Deutschlands Studenten zwischen Reform und Revolution.* Mainz 1968.

ben, wo wir die linken Taktiken aufgedeckt und Alternativen dazu diskutiert haben. Das hat eine große Rolle gespielt. Ich war kaum in meiner neuen Position, da gab es die erste Tagung der Internationalen Christlich-Demokratischen Konservativen Jugend in Dänemark. Da mussten auch Papiere gemacht werden. Ich glaube, dass ich damals das Papier „NATO und Außenpolitik“ geschrieben habe. Dann haben wir uns in einem wunderbaren dänischen Schloss versammelt. Die Dänische Volkspartei war sehr vermögend. Überhaupt: Die CDU ist eine der wenigen Volksparteien, die arm ist. Das ist Standard. Dort durften wir diskutieren. Das hat mir unglaubliche Freude bereitet. Ich erinnere mich an sehr aktive Rollen der Engländer und Finnen. Die Franzosen waren immer schwierig in der internationalen Arbeit. Mich hat das immer interessiert. Da mich Romanistik begeisterte und ich Französisch üben wollte, habe ich immer die Franzosen gesucht – aber das war schwierig. Später hatte ich das Glück, einen Außenreferenten zu bekommen: Horst Teltschik. So musste ich nicht mehr viel Außenpolitik machen. Ich bin dann mehr in die Universitäten gezogen und habe dort mitdiskutiert, etwa um neue Gruppen des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) zu verhindern.

*Wer waren Ihren Wissens nach innerhalb der CDU in den 1960er Jahren die führenden Exponenten der europäischen Vernetzung?*

Egon Klepsch war schon als junger JU-Mann sehr aktiv. Die JU war sehr europäisch. Das muss man sagen. Auch beim RCDS gab es keinen Kongress, auf dem wir nicht mehr Europaresolutionen gefordert haben. Wir vom Berliner RCDS sind damals nach Frankreich zum MRP gefahren und haben diskutiert. Ich habe diese Aktionen geleitet. Solche Sachen haben wir mehrfach gemacht. Gerhard Schröder, obwohl er international mehr als Atlantiker galt, hat Wert auf die europäische Kooperation gelegt wie auch Erhard. Die Baden-Württemberger waren immer sehr, sehr europäisch orientiert. Europa war schon da. Es war ein wichtiges Politikfeld. Wenn Sie mich damals nach den drei wichtigsten politischen Punkten gefragt hätten, wäre Europa immer unter diesen dreien gewesen.

*Sie haben schon mehrfach den RCDS angesprochen. Mitglied wurden Sie im Jahr des Mauerbaus, sechs Jahre später wurden Sie dessen hauptamtlicher Bundesgeschäftsführer. Welche führenden Exponenten hatte der RCDS?*



Das ist sehr interessant. Einen von ihnen habe ich jetzt erst wieder auf meinem Geburtstag getroffen: Gert Hammer<sup>95</sup>. Er war Vorsitzender und später sechs Jahre lang Vorsitzender des Deutsch-Französischen Jugendwerkes. Danach, als ich Senator war, hatte er die Leitung der Europaabteilung in Berlin. Auch der heutige Regierende Bürgermeister Berlins, Klaus Wowereit (SPD), hat ihn nicht abgezogen, so dass er später in Brüssel auch noch Leiter der europäischen Vertretung Berlins war. Ein anderer war Horst Teltschik, der von vornherein politisch voll dabei war. Er war mehr an MOE interessiert. In der Weltpolitik mussten wir zumeist über Vietnam und Amerika reden. Der RCDS war meistens die einzige Studentengruppe, die auch noch ein gutes Haar an Amerika gelassen hat – klar, dass man das machen musste. Auch der ehemalige Vorsitzende, Hans-Jürgen Vogt<sup>96</sup>, war ein leidenschaftlicher Europäer. Wer war noch sehr stark europäisch orientiert? Eigentlich alle. Wir haben auch viele Europa-Seminare und Treffen abgehalten. Wir haben internationale Freunde empfangen usw. Mich hat Außenpolitik immer mehr als Innenpolitik interessiert.

*Welche Themen und Zielsetzungen wurden in dieser Organisation erörtert?*

Die Zielsetzung war immer, dass Europa einmal ein Bundesstaat wird. Das war damals der Wunsch. Man wollte noch enger zusammenkommen und möglichst alle einen, vielleicht sich sogar auf eine Sprache einigen, was heute natürlich schwer vorstellbar ist. Solche Dinge spielten eine große Rolle. Später war es die Klammer zu Kohl, dass wir die deutsche Einigung über Europa im Sinne hatten. Deutschland und Europa – das werden Sie auch sehen, wenn Sie sich die Tagesordnungspunkte bei solchen Treffen anschauen – gehörten zumeist zusammen. Wenn nicht über Europa, wie soll Deutschland denn zusammenkommen, war unser Gedanke. Dass es eine isolierte deutsche Wiedervereinigung geben könnte, glaubte niemand. So ist es ja auch nicht gekommen.

*Wie standen die CDU-Parteiführung und die diversen Bundeskanzler zum RCDS?*

95 | Gert Hammer (1942–2013), 1965–1967 Bundesvorsitzender des RCDS, 1970–1983 Tätigkeit in der CDU-Bundesgeschäftsstelle, 1989–1994 Generalsekretär des Deutsch-Französischen Jugendwerkes.

96 | Hans-Jürgen Vogt (geb. 1940), 1962/63 Bundesvorsitzender des RCDS.

Es gab einen sehr kritischen Punkt: Wir waren früher als die CDU auch ostpolitisch orientiert. Das waren besonders die Berliner. Später als Bundesgeschäftsführer habe ich dann – es ist so üblich – die 20 Jahre alten Protokolle freigegeben. Dann gab es eine Sitzung, in der über die schrecklichen und komischen Vögel vom damaligen Berliner RCDS gesprochen wurde: Hammer, Teltschik, ich usw. Es hat sogar eine Akte beim Verfassungsschutz über uns gegeben, weil wir – höre und staune – Studentenkontakte zu Jugoslawien haben wollten und auch hergestellt haben. Bei den Reisen nach Palästina sind wir für 14 Tage ausgestattet gewesen, hatten prima Hotels usw. Im Falle Jugoslawiens haben wir dann das Geld genommen und daraus vier Monate Aufenthalt gemacht, sind allesamt in einem kleinen Wagen gefahren, haben in einfachen Hotels übernachtet und natürlich in Belgrad Kontakte mit jugoslawischen Studenten geknüpft. Ein schöner Spruch aus der damaligen Zeit lautete: „Man darf die Ostgrenze nicht den Generalstäblern überlassen.“ Zu späterer Zeit gehörte ich auch zu den Anhängern der Ostpolitik Brandts, weshalb ich beinahe aus der Bundesgeschäftsstelle herausgeflogen wäre. Ich erhielt eine Abmahnung von Barzel mit allem, was dazu gehörte. Es war in der Tat bei uns klar, dass man Kontakte zum Osten herstellen muss. Wir hatten hier in Berlin sehr starke Kontakte zur Humboldt Universität. Bei den Pfingsttreffen sind viele von uns mitmarschiert. Wir haben immer versucht, weiterhin Kontakte zu halten. Es gab noch die Einrichtung, dass Oststudenten hierherkommen mussten, um uns vom Sozialismus zu überzeugen. Anstatt dann mit ihnen zu schimpfen, haben wir lieber gesagt: Komm, wir gehen einen trinken. Das war, glaube ich, schon eine sehr reife Überlegung von uns und es war auch richtig. Das war der Unterschied in der Haltung zur Parteiführung: Ostkontakte. Nachdem wir die Ostkontakte beschlossen hatten, unterstützte mich ein junger Mann aus Baden namens Wolfgang Schäuble. Ich weiß noch genau, wie er sich mir vorstellte und sagte: Ich bin der Wolfgang Schäuble. Sie machen eine gute Politik. Die unterstütze ich.

*Die Forschung arbeitet mehr und differenzierter das Bild der Ost- und Deutschlandpolitik von Franz Josef Strauß heraus. Wie haben Sie Franz Josef Strauß' spezifische Außenpolitik eigentlich in der Opposition und in den 1980er Jahren während der CDU/CSU/FDP-Koalition erlebt?*

Der Punkt ist, dass Strauß immer sehr viel differenzierter gedacht als er geredet hat. So pointiert zu reden, das hat er bewusst gemacht. Man

sieht ja, wie uns heute eine solche Persönlichkeit fehlt. Er hat im Grunde so getan, als sei er ein undifferenzierter Rechter. Es ging schon mit dem Bierglas los, weil er eigentlich gar kein Bier getrunken hat, sondern Rotwein – nur ein Beispiel. Er war ein feinsinniger Franzose, literarisch unglaublich gebildet. Das muss man alles sehen. Ich selber würde drei Strauß-Phasen benennen: Zunächst kam es zu seinem Rücktritt, als er den Bundestag während der Spiegel-Affäre<sup>97</sup> belogen hatte. Dann wollte er die CDU/CSU-Koalition auflösen und uns rausschmeißen. Wir hatten wahnsinnige Kämpfe mit ihm. Witzigerweise war Peter Gauweiler<sup>98</sup> damals auf unserer Seite. Ich habe ihn in seinem Kampf gegen Strauß gebremst und ihn daran erinnert, dass wir uns eigentlich wichtigeren Dingen wie der Hochschulpolitik widmen sollten. Dann kam die lange Phase der neutralen freundschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Strauß und uns. Wir haben dann freundschaftlich zusammengearbeitet. Ich habe dann auch sehr viel mit ihm zusammengesessen. Es war für mich aber immer schwierig, weil ich in den zwei Stunden, in denen wir zusammensaßen, nicht viel beitragen konnte. Es war sein Thema. Er hat immer sehr viel über Kohl geschimpft. Aber generell hatte er eine sehr, sehr differenzierte Meinung, gerade was den Osten anbelangte. In der Schlussphase hat er Kohl sehr geholfen. Das hat er ganz bewusst gemacht.

*Das heißt seine Politik, der Besuch bei Gorbatschow im eigenen Flugzeug, die Aushandlung der Milliardenkredite mit Schalck-Golodkowski<sup>99</sup>, haben Sie durchaus in einem Kontext der Kontinuität Strauß'scher Ostdeutschlandpolitik gesehen?*

Ja, ich glaube, dass Strauß, wie wir alle von der CDU – es lag auch auf der Hand und es war relativ leicht für uns –, den antikommunistischen Hammer herausgeholt hat, wenn es zu weit ging. Da die Linke sich nicht stark genug vom Kommunismus abgegrenzt hat, haben wir na-

97 | 1962 wurden Mitarbeiter des Spiegels nach Veröffentlichung eines Artikels wegen angeblichen Landesverrats beschuldigt und das Gebäude des Nachrichtenmagazins durchsucht, was in der Öffentlichkeit als Angriff auf die Pressefreiheit wahrgenommen wurde. In der Folge kam es zu einer Krise in der Koalition aus CDU/CSU und FDP und Verteidigungsminister Franz Josef Strauß trat zurück.

98 | Peter Gauweiler (geb. 1949), deutscher Politiker der CSU, seit 2002 Mitglied des Deutschen Bundestages.

99 | Alexander Schalck-Golodkowski (geb. 1932), deutscher Politiker der SED, 1975–1989 Staatssekretär im Ministerium für Außenhandel der DDR und Devisenbeschaffer.

türlich stets dagegen agiert. Wahrscheinlich war der berühmteste Slogan „Freiheit statt Sozialismus“. Beim ersten Europawahlkampf haben wir das noch einmal gemacht, damit diese Parole auch für Europa gilt. Es war eine gewisse Leichtigkeit. Ein solches Thema, das aktuell ist, wenn alle Stricke reißen, fehlt natürlich der armen Frau Merkel heute.

*Eine Nachfrage noch: Sie haben interessanterweise von den schwierigen Franzosen und dem MRP gesprochen. Worauf lässt sich die Schwierigkeit in der Zusammenarbeit mit den Franzosen in diesen Netzwerken eigentlich zurückführen?*

Der erste Punkt war, dass sie keine christlich-demokratische Partei entwickelt haben. Das MRP, die es eben hätte sein können, starb<sup>100</sup> und darauf folgte eine rechte Sammlungsbewegung, die den Eindruck hatte, dass die CSU besser zu ihnen passt als die CDU. Daher saßen die Franzosen eher mit der CSU zusammen. So war es dann auch mit der EDU und der EVP. Das war das Thema. Es hieß nicht, dass ich nicht auch blendende Kontakte nach Frankreich hatte und immer wieder dort war. Es wechselte dauernd. So war es bei weitem nicht die Kontinuität, die wir aus anderen europäischen Ländern kannten.

*Wir haben über den RCSD, die Junge Union (JU) und die CDU gesprochen. Wie würden Sie eigentlich die formalen Beziehungen in diesem Dreiecksgeflecht einordnen? Ist der RCSD der universitäre Arm der Partei?*

Es gab Zeiten – ich war ja nicht sehr lang Bundesgeschäftsführer des RCSD –, da war er der universitäre Arm. Man merkte auch, was wir auf die Beine stellen konnten, allein schon das von mir angesprochene Buch. Auch das Bundespresseamt (BPA) hat damals Kapitel gekauft. Es ist unglaublich, obwohl wir eigentlich nichts anderes getan haben, als die Methoden der Linken zu demaskieren. Es war bezeichnend, was da gruppenspezifisch abläuft. Es gab dann eine Zeit lang eine Deutsche Studenten Union. Sie war bürgerlich orientiert und wurde breit gefördert. Die Studenten haben sich um Hochschulpolitik zu kümmern.

100 | Das 1944 gegründete MRP konnte in der unmittelbaren Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg noch Erfolge bei den Wahlen erzielen, verlor aber nach wenigen Jahren an Zustimmung. Große Teile der Partei schlossen sich schließlich den Gaullisten an. Aus den restlichen Teilen des MRP erwuchs 1965 das Centre démocrate.

Es ging um das politische Mandat in den Universitäten. Darüber könnte man ewig streiten. Für mich und meine Generation war es jedenfalls klar, dass wir uns auch hochschulpolitisch betätigen mussten. Die JU hielt uns in der Regel, wenn es freundlich gemeint war, für Spinner. Mit uns zusammengearbeitet haben einige, etwa der JU-Geschäftsführer Dr. Lothar Kraft,<sup>101</sup> mit dem ich heute noch befreundet bin. Auch Klepsch war uns gegenüber positiv gestimmt, aber die meisten wollten uns auch gar nicht sehen. Sie haben gedacht: Wenn die vom RCDS jetzt hereinkommen, nehmen sie uns die Aufstiegschancen weg. Es ist so, dass der Parteifreund einem ab einem bestimmten Zeitpunkt immer im Wege steht. Deswegen hatten die Mitglieder der JU gar kein Interesse, groß mit uns zusammenzuarbeiten. Wir haben zwar immer große hochschulpolitische Geschichten zusammen gemacht, weil eben klar war, dass es bei uns Kapazitäten gab. Es war aber nicht so mein Thema. Doch wir hatten gute Leute, die Bescheid wussten. In der Regel war der RCDS gerne für sich. Wir hatten ihn auch als Aussichtspunkt auf die Partei definiert. Wir haben gesagt, dass wir uns – theoretisch gesehen – die Partei schaffen, in die wir gerne eintreten würden. Wir haben sehr viele theoretische Schriften verabschiedet. Ich war einer der Gründerväter. Wir haben theoretische Konzepte entwickelt, die wir teilweise, was ich nicht ahnen konnte, später auch umsetzen konnten. Das Dreieck war kein Dreieck. Die JU arbeitete für sich. Die Partei hatte nachher, als wieder Frieden war und die Studentenunruhen, die nur von kurzer Dauer waren – wenn man genau hinschaut –, vorüber waren, nicht mehr so viel Interesse am RCDS. Es gibt einen Punkt, den darf ich nicht vergessen: Ich war unendlich lange für den RCDS tätig, auch in der Zeit nach 1967, als ich schon im Otto-Suhr-Institut war und entsprechende Schriften über die Revolution und Reformen der Linken schrieb. Ich habe dann auch lateinamerikanische christliche Demokraten in Chile darüber geschult, was von den Linken zu erwarten ist. Das Linke war ja Schema. So etwas haben wir auch auf europäischer Ebene gemacht. Gast war ich sehr, sehr häufig in Österreich bei verschiedenen Verbindungen, bis hinein ins Kabinett. Wir haben als die Erfahrenen in Sachen Linkskultur mit vielen Partnern zusammengearbeitet, viel über den SDS gesprochen usw.

*Mittelfristig sind Sie dann vom RCDS hauptamtlich zur CDU gewechselt und zwischen 1981 und 1991 Bundesgeschäftsführer Ihrer Partei*

101 | Lothar Kraft (geb. 1935), deutscher Politiker der CDU.

*gewesen. Wie haben Sie eigentlich die letzten Jahre der langen Oppositionsphase der CDU (1969–1982) empfunden?*

Es gab eine schrecklich quälende Phase, bis man erkannte, dass man an der Ostpolitik nicht vorbeikam. Wie gesagt, ich war dafür. Ich hatte Auftrittsverbote bekommen, weil natürlich ein junger Mann aus der CDU, der noch dazu in der Bundesgeschäftsstelle der Partei tätig ist, für die Fernsehleute sehr interessant war. Ich bin aber nirgendwo hingegangen, weil mich die Partei dann endgültig hinausgeschmissen hätte. Abgemahnt war ich ja schon. Ich war für diese Ostpolitik und wir hatten im RCDS auch eine riesige Mehrheit dafür. Es war gar kein Problem. Ich war auch kein Außenseiter – Horst Teltschik genauso wenig. 1971 ist eine außenpolitische Kommission eingesetzt worden, die etwa bis 1973 unter Karl Carstens und Walther Leisler Kiep<sup>102</sup> gehalten hat. Beide waren die außenpolitischen Sprecher. Kiep war einer der wenigen CDU-Politiker, der auch für den Grundlagenvertrag gestimmt und die Außenpolitik der sozialliberalen Koalition voll unterstützt hat. Er hat dann als Minister in Niedersachsen die CDU-Länder von der Zustimmung zum Polenvertrag überzeugt. Dann waren wir 1976 durch. Teltschik und ich haben damals schon Außenpolitik geschrieben. Wir wurden damals in der Fraktion zu Verhören zitiert, gleichsam wie Luther vor Konzile gestellt, angefeindet und angeschimpft. Beim heranwachsenden Kohl hat uns das nur empfohlen. Die ganzen Leute, die ab 1973 kamen, waren alle mit der Ostpolitik ausgesöhnt. Das war die erste Phase, die sehr schwer war. Ab 1973 kann man nur sagen: Vorbildlicher geht es gar nicht in einer Opposition. Die Union hat sich enorm reformiert. Biedenkopf und seine neuen Leute hatten großen Einfluss daran. Das war eine sehr gute Zeit. Normalerweise, wenn es mit rechten Dingen zu gegangen wäre, hätten wir ja 1976 in die Regierung kommen müssen. Denken Sie einmal daran: Bei 90 Prozent Wahlbeteiligung haben wir 48,6 Prozent der Stimmen bekommen. Jeder Zweite auf der Straße hat uns praktisch gewählt. Trotzdem hatten SPD und FDP durch Überhangmandate etwa drei Leute Mehrheit. So konnten sie nochmalig eine Regierung bilden. Kohl hatte keine Chance. Dann kamen bei uns die Verwerfungen zwischen Kohl und Strauß. Das hat dann nochmal dazu geführt, dass wir erst 1982 wieder in die Regierung zurückgekehrt sind. Dennoch war der Wahlkampf mit Strauß 1980, in

102 | *Walther Leisler Kiep (geb. 1926), deutscher Politiker der CDU, 1965–1976 Mitglied des Deutschen Bundestages.*

dem wir uns sehr angestrengt haben, richtig, weil Kohl später mit der Parlamentsmehrheit aus dieser Wahl Kanzler geworden ist. Über Europa wollen wir noch sprechen. Die Europawahl 1979 hatte eine unglaubliche politische Wichtigkeit für uns.

*Sie haben gesagt, dass die Partei bis 1973 klar für die Westbindung stand. Welche Bedeutung hat die europäische Integrationspolitik allgemein für die CDU (bis heute)?*

Eine große. Wenn Sie in der Opposition sind, brauchen Sie internationale Wertschätzung. Als wir etwa nach London gefahren sind – damals waren noch die anderen in der Regierung – haben wir es sehr begrüßt, dass Thatcher zu uns kam, sie Ministerin wurde und auf unseren Parteitag sprach. Wenn Sie die ganze Geschichte unserer Parteitage betrachten, werden Sie sehen, dass es immer einen großen Tagesordnungspunkt gab, der die Ansprache eines großen Europäers, möglichst ein Mitglied einer Regierung, enthielt. Das gab uns das Gefühl, im Kreise von Erwachsenen zu sein. Es war ganz wichtig.

Biedenkopf hat die Bundesgeschäftsstelle nach dem Geschäftsleitungssystem geführt, d. h. die Hauptabteilungsleiter und er waren für die Überlegungen zuständig. Wir sind dann auf den guten Gedanken gekommen – ich weiß genau, dass ich es nicht war, aber auch nicht wer genau –, dass wir uns einen internationalen Referenten zulegen sollten. Das haben wir dann gemacht. Wir haben dann Diplomaten geholt, die sich von morgens bis abends um die europäischen Partnerparteien kümmerten. Sie berichteten, was vor Ort los war usw. Vor allem stellten sie Kontakte her. Ich weiß noch genau, wie ich Thatcher durch das Haus führte und ihr alles zeigte. Wir hatten ganz enge Kontakte. Leo Tindemans, der durch seinen Bericht ein sehr berühmter Mann war, sein belgischer Landsmann Wilfried Martens, der jetzt noch der Vorsitzende der EVP ist, kamen immer zu uns. Das hat uns gut getan, weil sie sonst als Partei völlig abgehängt sind. Obwohl Helmut Kohl den Makel hatte – Theo Sommer<sup>103</sup> hat sich die Finger wund geschrieben –, kein Außenpolitiker zu sein und alle versucht haben, ihm seine außenpolitische Expertise abzusprechen, legte er immer viel Wert auf die Außenkontakte zu den europäischen Schwesterparteien. Diese Bezie-

103 | *Theo Sommer (geb. 1930), deutscher Journalist, 1973–1992 Chefredakteur der Wochenzeitung Die Zeit.*

hungen waren sehr wichtig, besonders wenn man in der Opposition ist. Sofort ist Kohl zur Hilfe geeilt. Wie oft haben wir unseren europäischen Schwesterparteien Wahlkampfhilfe geleistet? Bei der ÖVP und der CDU ist das klassisch. Wie oft ist Kohl in Österreich bei Wahlkämpfen aufgetreten? Das war in vielen anderen Ländern ähnlich, wobei Frankreich wiederum eine gewisse Ausnahme war. Da gab es eben das Sprachproblem. Auch die Unterstützung für Holland war riesig. Die holländische Partei hat sich dann wie wir CDA genannt, dabei haben wir sie sogar noch beraten. Vielleicht darf ich in Klammern jetzt schon Folgendes sagen, was durchgehend für alle Parteikontakte gilt: Das Besondere ist, dass die Kontakte zu anderen europäischen Parteien, vor allen Dingen zu denen aus den kleineren Ländern, immer auch Kontakte mit Prominenten waren. Der CDA-Mann, mit dem ich heute gesprochen habe, war vielleicht morgen schon Verteidigungsminister. Der Generalsekretär aus Norwegen, mit dem ich eben noch gesprochen habe, war plötzlich Außenminister. Andere, die vorher nur Geschäftsführer waren, wurden später Präsident der Europäischen Kommission, was für Berlin nachher sehr gut war. Bei uns gibt es so etwas nur selten. Ein Geschäftsführer, der in die Politik geht und ein Amt erlangt, ist bei uns relativ selten. In anderen Ländern war es gang und gäbe, dass die Führungseliten ausgetauscht werden. Man konnte auch dreimal Vorsitzender sein. Das ist wichtig zu wissen, weil Sie dadurch enorme Kontakte mit wichtigen Leuten hatten. Später hat sich das mit der Erweiterung der EU dann noch einmal wiederholt, aber darauf kommen wir ja noch zu sprechen.

*Sie haben das Thema Wahlkampf angesprochen und aufgezeigt, wie wichtig auch die Parteienkooperation in Wahlkämpfen war. Welchen Stellenwert hatte das Thema Europa in den Wahlkämpfen Ihrer Partei?*

Bei uns hatte es eigentlich nur Überschriftencharakter, wenn es um Bundestagswahlkämpfe ging. Auch bei Europawahlkämpfen war der Angriff auf die Regierung die eigentlich mobilisierende Geschichte. Wir haben damals den ersten Europawahlkampf aus der Opposition heraus geführt. Der Europawahlkampf 1979 ist ganz interessant. Ich darf ausnahmsweise einmal auf ein Buch von mir hinweisen, in dem eine fünfmalige vergleichende Messung mit Emnid-Institutsdaten beschrieben wird.<sup>104</sup> Ich habe gemerkt, dass wir, solange wir europäisch argumen-



tiert haben, gar keine Chance hatten, den Wahlkampf erfolgreich zu beenden. Brandt und Schmidt hatten den Ruf großer Europäer. Ich meine, es war natürlich ein Witz, die CDU angesichts der deutschen Geschichte nicht als Europapartei anzuerkennen. Das war eine Sache für sich, aber es war so. Also haben wir gesagt, damit ist es nicht getan. Deshalb haben wir stärker über Innenpolitik gesprochen. Dadurch haben wir fast 50 Prozent der Stimmen bekommen. Dieser erste europäische Wahlkampf hat mit Sicherheit eine ganz wichtige Komponente gehabt: Er hat uns Kohl als Politiker der deutschen Spitze erhalten. Wir haben ihn auch plakatiert, obwohl er nicht kandidiert hat. Das mussten viele erst lernen. Nachdem ich verstanden hatte, dass der Wähler gar nicht in erster Linie und explizit an europäischen Themen interessiert ist, habe ich mich auf Innenpolitik konzentriert. Dann lief es. Wir haben nur noch Kohl und Innenpolitik gepriesen. Wenn ich persönlich als Europaanhänger sagen darf: Die Europawahl 1979 war viel zu früh. Ich bin heute noch nicht vom EP überzeugt. Ich halte es für nicht richtig eingeordnet. Der europäische Parlamentarismus überzeugt mich nicht. Man kann es sehen, wie man will. Die demokratische Komponente funktioniert dort nicht, das sieht man auch an den Wahlbeteiligungen. Wir haben auch eine Hierarchie der Wahlen, in der die Europawahl im Blick der Wähler ganz unten rangiert. 1979 haben wir geglaubt, wir müssen als EVP auftreten. Ich sollte als Wahlkampfleiter der Wahlkampfkommission für ganz Europa arbeiten. Das hat mich beinahe Jahre meines jungen Lebens gekostet. Es war sehr, sehr schwierig, vor allem weil Italiener mit am Tisch saßen und immer wieder neue kamen. Es war furchtbar. Übrigens waren Martens und Tindemans in meiner Wahlkampfkommission. Wir haben tatsächlich den Ehrgeiz gehabt, von Irland bis Sizilien geeint aufzutreten und eine gemeinsame Wahlkampf-broschüre der EVP herauszugeben. Das haben wir auch wirklich geschafft, wobei wir einen Rahmen mit gleichen Aussagen und innerhalb der Broschüre individuelle Aussagen in Abhängigkeit des jeweiligen Landes getroffen haben. Das war eine immense Arbeit, die wir später nie wiederholt haben. Ich bin stolz darauf, dass wir es hinbekommen und viel Lob dafür erhalten haben. Es war die Sache aber nicht wert, denn – auch das muss man im Wahlkampf lernen –, die EVP war bei uns ja gar nicht zu wählen. Auf unseren Wahlzetteln stand CDU. Warum soll ich dann EVP kommunizieren? Also haben wir dick CDU, Mitglied in der EVP geschrieben. Es hatte gar keinen Sinn europäisch aufzutreten. Wahlkreise gab es nicht. Die Kandidaten hatten keine Bedeutung – sie kannte keiner. Selbst Hans-Gert Pöttering kennen immer noch nicht viele, obwohl er ein bedeutender Europapolitiker war. Er kandi-

dierte damals das erste Mal. Das Problem war, dass die europäischen Ingredienzien gar nicht da waren. Die Broschüren kosteten zwar ein unglaubliches Geld und es war eine große Ehre für mich, aber es war Quatsch. Werbungsmäßig war es Unsinn. Es war nur ein kleiner Kreis, den das Europäische interessierte. Den haben wir auch mit guten Schriften, Unterlagen und Programmen bedient, aber das war es. Auch die ganze Programmgebung auf europäischen Kongressen spielte in der Öffentlichkeit nur eine geringe Rolle.

*Interessant ist, dass der Weg zur Europa- über die Innenpolitik ging. Das ist ein wunderschönes Beispiel für den Primat der Innenpolitik mit Blick auf erfolgreiche Europapolitik.*

Ja, ganz eindeutig. Ich bin 2004/05 von der KAS gebeten worden, die Reformparteien in MOE von unserer Seite zu koordinieren und in den Wahlkampf einzuführen. Das war eine wunderbare Aufgabe. Ich bin kreuz und quer durch Europa gereist. Dabei hatte ich die Gelegenheit, dieses Thema mit den entsprechenden Kollegen durchzusprechen. Es ging genauso los wie 1979: Europa sollte im Mittelpunkt des Wahlkampfes stehen. Ich habe gesagt: „Jetzt hört auf!“ Ich habe den Spitzenkandidaten die Frage gestellt, wer sie überhaupt kennt. „Nur der Ministerpräsident kennt euch.“ Er wollte aber nicht kandidieren. „Ihr werdet so kein Mandat erreichen“, habe ich gesagt. Da war ich ein großer Prophet. Sie haben tatsächlich kein Mandat erreicht. Vorher sind sie mir gefolgt, als ich die zukünftigen Ministerpräsidenten beraten habe. Sie haben gesagt, dass sie ohne mich niemals Ministerpräsident geworden wären. Die anderen Länder haben das verstanden und haben irgendwelche Persönlichkeiten als Zugpferd genommen, die eine große Rolle spielten, daran mobilisiert und auch innenpolitisch argumentiert. Den Parteien, die in der Opposition waren, habe ich gesagt: Jubelt! In der Regel gewinnen Oppositionsparteien. So war es dann mit wenigen Ausnahmen auch. Die Europawahlen waren dort insofern interessant, als dass vorher über Volksabstimmung die Zustimmung für Europa abgeben werden musste, was auch alle getan haben. Das waren beachtliche Mehrheiten. Nachher sind die Leute trotzdem nicht mehr zur Wahl gegangen. Man merkt: Es ist keine Wahl. Das ist so wie Fußball ohne Tore: Europawahlen ohne Regierung. Es hat keinen Sinn. Da haben wir, meines Erachtens nach, einen großen Fehler gemacht. Die Grunderkenntnis unserer Demokratie, dass ich eine Regierung abwählen oder jemanden neues hineinwählen kann, trifft für die EU nicht zu.

*Ist das nicht die Erbsünde, der eigentlich lange Schatten der Methode Monnet, der nie an ein Parlament gedacht hat, sondern für die Montanunion einen Ministerrat und eine Hohe Behörde haben wollte?*

Monnet kann man eigentlich nur Kränze für seine Bedeutung für Europa flechten. Ein so weit gehendes Europa konnte er sich nicht vorstellen. Er dachte an ein bürokratisches Europa, was es ja weitgehend auch geworden ist. Nun muss man eben schauen, wie man es demokratischer und mit mehr plebiszitären Elementen ausstatten kann. Es ist schon besser geworden: Wenigstens haben wir einen sozialistischen gegen einen anderen Block. Ich verstehe auch, dass das EP mehr Rechte bekommen hat. Ich sage nur: Wenn man es richtig nimmt, interessiert es keinen, was das Parlament macht. Es wird auch nicht darüber berichtet. Ergo gibt es das EP in der öffentlichen Wahrnehmung nicht.

*Trifft es zu, dass eine Partei in Opposition grundsätzlich ein größeres Interesse an einer „Parteiaußenpolitik“ hat, als eine Partei, die Regierungsverantwortung trägt?*

Ja, wenn die Partei in Regierungsverantwortung ist, wird der Kanzler und der Außenminister Sie gar keine „Parteiaußenpolitik“ machen lassen. Sie wollen gar nicht, dass Sie irgendetwas Außenpolitisches machen. Deswegen sind unsere außenpolitischen Aktivitäten auch ziemlich zurückgegangen. Kohl hat es als Kanzler zwar noch gelegentlich erlaubt, aber nachher auch nicht mehr. Er hatte keine Lust mehr darauf, dass alle irgendwo herumfahren. Er hat sich gesagt: Das machen wir gleich selber. Das ist auch klar. Aber die Regierungsfähigkeit für den Spitzenpolitiker manifestiert sich auch darin, dass er außenpolitisch agieren kann – und das auch in der Opposition. Gerade zwischen CDU und ÖVP haben wir oft Dinge regelrecht konstruiert, z. B. Gipfeltreffen. Wir haben versucht, die EDU in Salzburg tagen zu lassen, wenn in Österreich Wahlen anstanden. Mein Freund Andreas Khol hat das organisiert. Es musste immer etwas da sein. Umgekehrt haben wir es ähnlich gemacht.

*War die EUCD eigentlich aus Ihrer Sicht bzw. jener der Parteiführung (insbesondere des Vorsitzenden Helmut Kohl) ein geeigneter Rahmen für den Austausch über bzw. die Akkordierung von Europapolitik?*

Es war ein Anfang. Irgendwo musste man anfangen, aber die Organisation fehlte doch reichlich. Ich bin ein politischer Mensch, weil ich selber aus der Organisation kam und mich immer noch darum küm-

mere. Ich kann mir gute Politik ohne Organisation gar nicht vorstellen. Die EUCD war nicht besonders gut organisiert. Es hat aber viele große Treffen gegeben. Denken Sie einmal daran, was es für uns bedeutete, wenn hier im Berliner Reichstag der Kongress der EUCD tagte. Für mich war das übrigens immer ein Aha-Erlebnis: Mal bin ich als der irische, mal als der französische Delegierte, nur nie als der Gastgeber aus Deutschland identifiziert worden. Das hat nie geklappt. Die EUCD war der Anfang und auf die Atmosphäre ausgerichtet, aber nicht wirklich wirksam.

*Zur Frage der Wirksamkeit: Atmosphäre heißt auch Milieu. Bilden sich nicht hier auch Milieus, die letztlich dann eben doch wirkungsvoll sind?*

Natürlich, vor allen Dingen hat man sich kennengelernt. Ohne EUCD gäbe es letztlich auch keine gute EVP und EDU – und später deren Zusammenlegung.

*Haben Sie in Ihrer Position als Bundesgeschäftsführer aktiv transnationale Parteienkooperation mitgestaltet? Wenn ja: Welche politischen Schwerpunktsetzungen verfolgten Sie und was waren dringliche Aufgabenfelder?*

Erstens war ich zwölf Jahre lang Mitglied im EVP-Vorstand. Wir haben es so eingerichtet, dass es immer einen Ersatzmann als Vertretung gab. Ich gebe zu, dass ich an nicht sehr vielen Sitzungen teilgenommen habe, es sei denn, es waren Wahlprogramm Vorbereitungen oder ähnliches. Meinerseits gab es eine klare Mitarbeit in den Gremien von EVP und EDU. Bei letzterer gab es eine Sache, die mich besonders interessiert. Sie wird bis heute erfolgreich auf EVP-Ebene fortgesetzt: eine sogenannte Wahlkampfgruppe. In ihr waren alle verantwortlichen Wahlkämpfer versammelt. Von uns kamen die entsprechenden hauptamtlichen Leute, von anderen oft die Parteivorsitzenden. Wir haben ganz tolle Sachen gemacht. Lange Jahre hat der Schwede Carl Bildt<sup>105</sup>, der heute schwedischer Außenminister ist, die Gruppe geleitet. Er hat mich regelmäßig in Deutschland besucht und wir haben uns in Wahlkämpfen gegenseitig beraten. Schon über die Wahlkampfführung gab es eine

105 | Carl Bildt (geb. 1949), schwedischer Politiker der Moderaten Sammlungspartei, 1986–1999 Vorsitzender seiner Partei, seit 2006 Außenminister seines Landes.

gute Kooperation. In den letzten zehn bis zwölf Jahren habe ich dieses Gremium geleitet, bis ich meinen Posten als Kultursenator antrat und ich die Führung meinem Nachfolger als Bundesgeschäftsführer übergeben habe. Es war ein Austausch von Know-how. Zweitens gab es ein Mal im Jahr ein Treffen der EDU, zu dem wir mit einer deutschen Delegation bestehend aus fünf Leuten reisten. Da ich ein Gruppenchef war, hat Kohl mich immer mitgenommen. In dieser Delegation waren noch der damalige Bundestagspräsident Philipp Jenninger,<sup>106</sup> Helmut Kohl meistens, ein Staatssekretär aus dem AA usw. Es fanden hochpolitische Gespräche statt, oft auch mit Amerikanern, die in der IDU vertreten waren. Jacques Chirac war ein häufiger Gast, den wir sehr gut kannten. Da wurde über ganz massive Dinge gesprochen. Auch hier zeigte sich wieder: Diese Treffen waren für die Parteien in Opposition ganz wichtig. Später in der Kanzlerschaft war es nicht mehr so wichtig. Aber immerhin, Kohl hat auch das immer ernst genommen. Weil die Partner ihn damals immer unterstützt haben, hat er die enge Kooperation als Kanzler fortgesetzt – immer in dem richtigen Glauben, dass er den Leuten, die er heute trifft, morgen vielleicht auch wieder im Europäischen Rat begegnet.

*Bei Kohl wird offensichtlich, dass er über den EUCD-Rahmen hinaus wollte, die EDU auch im Auge hatte und präferierte, die Österreicher ins Spiel zu bringen. Er wollte die Österreicher mit aufbauen. Stichworte: Taus, Mock, Kleßheim. Haben Sie das auch so erlebt?*

Gerade die Gründung der EDU auf Schloss Kleßheim bei Salzburg war ein Versuch, die Österreicher einzubeziehen.

*Können Sie etwas zum Verhältnis von Kohl zu Taus, Mock und Andreas Khol sagen?*

Für Taus war die EDU zu neutral. Er sah sich eher als großen Wirtschaftsfachmann und stilisiert sich auch so. Das haben wir hier in Deutschland auch. Das ist eine Methode, die keinen Politiker besonders aufwertet. Helmut Kohl hat Andreas Khol sehr geschätzt. Er hat ihn auf manche, auch heikle Mission nach Europa geschickt. Da habe ich auch manchmal mitgemacht und bin mit Andreas mitgefahren. Khol sollte

106 | Philipp Jenninger (geb. 1932), deutscher Politiker der CDU, 1982–1984 Staatsminister im Bundeskanzleramt, 1984–1988 Präsident des Deutschen Bundestages.

sich auch um die internationalen Beziehungen zu Amerika kümmern. Mit Mock war er eigentlich – jedenfalls die größte Zeit – befreundet. Das muss man ehrlich sagen.

*Was aus österreichischer Zeithistorikersicht verwundert, ist, dass Alois Mock in den Erinnerungen von Kohl überhaupt nicht auftaucht. Er war offensichtlich nicht erwähnenswert für Kohl?*

Trösten Sie sich, ich tauche auch nicht auf. Wir tauchen eigentlich alle nicht auf. Wenn Sie sich die Erinnerungen ansehen, werden Sie feststellen, dass es mehr eine Beschreibung der Geschichte mit bestimmten Dingen ist. Es gibt nur ganz wenige, die er beschreibt. Er wollte ja den Band über seine Bekanntschaften erst schreiben. Ich weiß noch, dass wir damals – ich habe auch einen Beitrag über die Volkspartei verfasst – eine Festschrift für Mock publiziert haben. An sich war Mock aber sehr beliebt. Ich war oft mit ihm und Kohl zusammen. Das war eine wunderbare Atmosphäre. Dass er nicht erwähnt wird, ist nicht relevant.

*Es geht nicht nur um die Frage gekränkter Eitelkeit, sondern um das Gewicht und den Stellenwert. Dass Mock nicht auftaucht, verwundert, gerade wenn Sie an die Grenzöffnung mit Gyula Horn<sup>107</sup> im Juni 1989 denken.*

Da hat Kohl ihn auch sehr benutzt. Ich bin fest davon überzeugt, dass Helmut Kohl die Öffnung der ungarischen Grenze mit dem Parteitagstermin bei uns abgestimmt hat. Ich weiß nicht, ob er das heute noch bestreitet. Ich bin fest überzeugt. Da war die große Kohl-Geißler-Krise. Kohl hat Geißler auf dem Bremer Parteitag im September 1989 nicht mehr vorgeschlagen. Da kam ihm das plötzliche, international überrollende Ergebnis sehr zu pass. Ich glaube, er hat mit Horn, und sicher auch unter Vermittlung von Alois Mock, eine Menge abgesprochen. Ich selbst habe beim Beitritt Österreichs zur EU offiziell mit Außenminister Mock zusammengearbeitet. Es gab zwei Hauptfragen: Zweitwohnung und Maut.

*Zwischenfrage zum Bremer Parteitag: Wie haben Sie diesen aus der damaligen Sicht erlebt?*

107| Gyula Horn (geb. 1932), ungarischer Politiker der sozialistischen Partei, 1989/90 Außenminister und 1994–1998 Ministerpräsident seines Landes.

Der Bremer Parteitag war für mich ganz schwierig. Ich galt ja als Geißler-Mann. Alle waren davon überzeugt, dass ich gleich mit herausfliege. An dem Tag, als Kohl vor der Pressekonferenz erklärte, dass er Geißler nicht mehr haben will, hat er mich morgens um 7 Uhr angerufen und gesagt: „Das gilt nicht für dich.“ Wenn er ganz nett war, hat er einen immer geduzt. Wenn er mich mit „Sie, Herr Bundesgeschäftsführer“ angesprochen hat, war es immer gefährlich. Mit Blick auf die anstehenden Wahlen entschied er, dass ich bleiben solle. Weil es keinen Generalsekretär gab, war ich in Bremen wie nie zuvor so zentral. Ich habe praktisch alles arrangiert bis Volker Rühle, der dann Generalsekretär wurde, kam.<sup>108</sup> Ihn kannte ich auch von früher gut und konnte ihm in das neue Amt helfen. Damals hat Kohl mich auch um meinen Rat gefragt. Normalerweise wollte er keine politischen Einschätzungen. Es gab immer Phasen, wo er fragte, auch was Europa anlangte. Ansonsten hatte er immer seine Spezialitäten – Wahlkampf natürlich. Neben dem Kohl-Geißler-Streit war das ein furchtbarer Parteitag, weil die Partei völlig gespalten war. Alle wollten natürlich Geißler behalten, andererseits Kohl nicht treffen. Die Spannungen wurden dann auf den armen Lothar Späth abgeführt, der noch nicht einmal ins Präsidium kam. Kohl war damals schwer an der Prostata erkrankt. Der Arzt saß direkt hinter der Bühne, aber er hat es durchgestanden. Er wusste, dass es um seine Position und Macht ging.

*Kontrafaktisch gefragt: Wäre ohne Einheit und die dramatischen deutsch-deutschen Entwicklungen Kohl erledigt gewesen?*

Viele denken, dass er es nicht geschafft hätte. Es ist schwer zu sagen, ob er die Wahlen gewonnen hätte. Die meisten sagen Nein. Ich würde vorsichtig sein. Ich weiß nicht, wie der Wahlkampf gelaufen wäre.

*Auf dem Parteitag ging es nur um den Parteivorsitz und nicht um die Frage des Kanzlers bzw. Kanzlerkandidaten.*

Ja, aber das gehört bei der CDU zusammen. Wer Kanzler ist, ist auch Parteivorsitzender. Wenn wir einen Kanzler haben, der als Parteivorsitzender geht – das können Sie vergessen. Die SPD hat es ein paar Male versucht und das ist grandios schief gegangen. Das geht in diesen Mechanismen einfach nicht.

108 | Volker Rühle (geb. 1942), deutscher Politiker der CDU, 1989–1992 Generalsekretär seiner Partei, 1992–1998 Verteidigungsminister seines Landes.

*Das heißt, er wäre ein Kanzler auf Abruf geworden?*

Ja.

*Kommen wir auf die transnationale Parteienkooperation zurück: Welchen Stellenwert nahmen eigentlich die Fraktionen ein? Es gab die Gemeinsame Versammlung der Montanunion und danach das EP, wo Christdemokraten Fraktionsarbeit leisteten. Welchen Effekt hatte das auf die transnationale Parteienkooperation über diesen Kern hinaus?*

Ich glaube, dass die Fraktionen ein wichtiger Umschlagsplatz für persönliche Kontakte sind. Mir hätte auch gefallen, wenn weiterhin nationale Abgeordnete nach Europa gegangen wären und eine, wie auch immer geartete, parlamentarische Kontrolle ausgeübt hätten. Die Fraktionen haben sich häufig getroffen. Es haben sich viele kleine Kreise gebildet. Man hat sich dann bilateral wiedergetroffen. Jeder politisch etwas bedeutendere Parlamentarier hat europäische Kontakte. Desto mehr sich die Fraktionen verjüngten, kamen auch – das muss man aus praktischer Sicht sehen – mehr Sprachkenntnisse. Jeder sprach dann einigermaßen fließend Englisch oder eine andere Fremdsprache. Dadurch wurden wieder mehr Kontakte aufgebaut. Auch die Beziehungen der Landesverbände darf man nicht übersehen: Die Nordrhein-Westfalen hatten etwa berühmte Kontakte zu den Katalanen – was uns in der spanischen Politik mitunter Missgunst einbrachte – oder zu Teilen der Holländer. Dann hatten wir Parteien in Europa, die sehr plötzlich in die Demokratie geschoben wurden, zum einen auf der Ibero-Halbinsel, zum anderen in Griechenland. In Deutschland hat es einen internen Kompromiss gegeben: Jede Partei bekommt für seine Partner Geld. Mit diesem Geld wurden Reformarbeiten finanziert und unterstützt, damit überhaupt eine Demokratie aufgebaut werden konnte. Das war bei Griechenland ähnlich. Ich habe zwei dieser Parteiaufbauten in Spanien und in Griechenland (Nea Dimokratia) miterlebt. Dadurch entstanden auch Verbindungen.

*Wie haben Sie die EVP-Gründung (1976) erlebt und mit welchen Erwartungen sind Sie an das Projekt EVP herangegangen?*

Ich war ein leidenschaftlicher Anhänger des EVP-Projekts. Es hat damals eine Spaltung zwischen Bonn und München gegeben. München setzte auf die IDU und die EDU und auf nichts anderes – wir auf die



EVP. Im Grunde genommen ist es aus heutiger Sicht hirnrissig, dass die Union auf internationaler Ebene zwei verschiedene Kooperationsformen suchen musste. Es war aber damals sehr schwierig. Dass die EVP kam, war ein innerparteilicher Sieg von Kohl über Strauß. Es war fast so, als wenn wir Konfessionsprobleme hätten. Es war ein sehr ernster Kampf. Wir waren von vornherein für die EVP, weil es auch die breitere Organisation und vor allem im Hinblick auf die EWG/EG die europäischere Partei war. In der IDU waren auch die konservativen Parteien Australiens, Amerikas usw. vertreten. Zur IDU-Gründung in London 1983 waren wir aber wieder dabei. Ich werde das nie vergessen, weil Kohl mich bat, ihn mit George Bush Senior bekannt zu machen. Ich hatte vorher den amerikanischen Wahlkampf beobachtet, war dort ein- und ausgegangen und kannte Bush ein wenig.

*Kurze Nachfrage: EDU – IDU? European Democrat Union und International Democrat Union? In letzterer waren auch Australien und die USA vertreten.*

Ja, richtig. Ich rede immer von der IDU. Wir haben es ziemlich schnell als eigene Gründung empfunden. Die IDU war ein zweiter Schritt, der auf die EDU-Gründung von 1978 folgte.

*Das heißt, die EDU wurde schon positiv gesehen?*

Es gab bei uns einige, die die EDU überideologisch-negativ gesehen haben und sie für völligen Unsinn hielten. Der Hauptpunkt war aber – da kann ich die Leute verstehen, die die EVP favorisierten –, dass in der EVP mehr EWG-Parteien vertreten waren. Die Schweden und die Norweger waren damals noch gar nicht in der EWG.

*Wie weit spielte hier noch das Kalte-Krieg-Denken eine Rolle? Die EWG stand auch für die NATO-Gründerstaaten bzw. für das Kerneuropa, das starke Bollwerk im Kalten Krieg, während in der EFTA auch neutrale Staaten wie Schweden, Schweiz, Österreich und Finnland als assoziiertes Mitglied vertreten waren, die die EWG möglicherweise aufweichen und verwässern hätten können.*

Die EFTA hat in Deutschland nie eine große emotionale oder politische Rückwirkung gehabt. Sie bringen es aber auf den Punkt. Christlich-demokratisch war die EWG und die NATO. Es war einfach mehr an politischer gemeinsamer handgreiflicher Substanz gegeben. Heute lässt

die CDU es sich sagen, dass sie konservativ ist – uns durften sie es damals nicht sagen. Da hätte es sofort Krach gegeben. Da ist uns sofort der Kamm geschwollen und wir haben dagegen gehalten. Wir haben uns niemals als konservativ bezeichnen lassen. Christliche Demokraten waren wir. Man konnte uns nennen, wie man wollte, aber nicht konservativ. Ich meine, dass das ganz interessant ist. Den konservativen Flügel, den wir in dem Sinne heute in der Partei diskutieren, kannten wir so gar nicht, obwohl wir natürlich gesagt haben, dass wir konservative Wurzeln haben – das stimmt ja auch. Deswegen hatten wir mit den konservativen Parteien auch immer etwas Schwierigkeiten. Im Endeffekt wurden viele mit den Engländern nicht warm. Ich habe sie wegen der englischen Mentalität und Politik verehrt. Viele konnten auch mit den Schweden nichts anfangen. Die moderaten Schweden wären allenfalls ein Flügel bei uns gewesen. Das war eine Wirtschaftspartei – steinreich, nobel, witzigerweise aber die Partei der Jugend Schwedens, aber das war wieder etwas anderes. Viele hatten daher Schwierigkeiten und es wurde Zeit, dass das zusammenkam. Es hätte beinahe zur Redundanz der europäischen Entwicklung geführt.

*Hat Kohl mit einer leichten Affinität zu den Konservativen, ohne diese allzu sehr zu betonen, versucht, zwischen den konservativen Tories, den Gaullisten und den linken Christlich-Sozialen zu vermitteln und dabei die Österreicher ein wenig dafür benutzt?*

Kohl stand nicht nur unter europäischem Druck, dies zu tun, sondern vielmehr unter innenpolitischem. Wir konnten es nicht lange aushalten, dass die Bayern nur in der EDU waren. Für Kohl war es ein bitteres Erfordernis der Innenpolitik, dafür zu sorgen, dass EDU und EVP nicht lange einen Gegensatz bildeten.

*Die EUCD bestand bis zu ihrer Auflösung, bis zum Jahr 1998 parallel weiter. Wie haben Sie diese Doppelgleisigkeit erlebt?*

Das hat keine Rolle gespielt. Die EUCD war für uns nur noch ein nettes Atmosphärikum, wo wir mal ein paar mehr Parteien eingeladen haben. Es war immer nett, dass sie bereit waren, in Berlin zu tagen – mehr war das nicht. Ich habe gar nicht gemerkt, dass die EUCD sich aufgelöst hat.

*Sie haben zuvor betont, wie wichtig die Europawahlen 1979 waren. Die EVP wurde 1976, die EDU 1978 gegründet. Wie weit war bei die-*

*sen Gründungen schon der Blick auf die Europawahlen gerichtet? Welche antizipierende Wirkung ging von diesem Entscheidungsjahr aus? Ursprünglich sollten die Wahlen 1978 stattfinden, tatsächlich erfolgten sie aber erst ein Jahr später.*

Der ganz eindeutige Punkt war, dass nur die EVP europawahlkampffähig war. Die EDU mag andere Gründe gehabt haben, die sich teilweise auf die NATO bezogen haben. Für die Europawahl war natürlich nur die EVP von Interesse, weil in diesem Rahmen der Austausch mit den unterschiedlichen Nationalitäten stattfand. Später habe ich scherzhaft für Europawahlkämpfe gesagt, dass es nur zwei Sprachen gibt, die jeder Mensch versteht: Das eine ist das Essen. Wenn die Spanier zu uns kamen, gab es spanisches Essen. Das zweite ist die Musik. Dann hatten wir nie Sprachschwierigkeiten. Wenn wir ein spanisches Fest gefeiert haben, gab es spanisches Essen und spanische Musik. Dann wusste jeder, dass Spanien zu Gast ist. So haben wir es überall gemacht. Wir hätten sonst Schwierigkeiten bekommen, es zu popularisieren. Wir haben solche Empfänge etwa auf Schiffen gegeben. Essen und Singen – das war der Punkt.

*Können Sie uns noch ein paar Impressionen der Europawahlen von 1979 geben? Sie haben schon gesagt, dass Sie Kohl plakatiert und die Wichtigkeit des Innenpolitischen erkannt haben. Haben Sie noch weitere Erinnerungen an das Jahr 1979?*

Ja, es war das Jahr, in dem sich abzeichnete, dass Helmut Kohl nicht wieder Kanzlerkandidat wird und die Fraktion sich für Strauß entscheidet. Wir wollten eigentlich Ernst Albrecht<sup>109</sup> als Kandidaten haben, damit wir wenigstens einen Mann von der CDU ins Rennen schicken. Das hat sich aber auch erledigt. Ich weiß noch genau, dass wir ein Europafest in Hannover veranstalteten, also in dem Bundesland, wo Albrecht Ministerpräsident war. Dann erschien in den Zeitungen die Schlagzeile, dass die CDU-Fraktion sich für Strauß als Kanzlerkandidaten entschieden hatte. Das war damals ein ziemlicher Schlag. Es war aber eine gute Entscheidung von Kohl, dass er nicht eine Sekunde lang resigniert und lamentiert hat. Vielmehr hat er die Europawahlen als Europäer geführt. Wir haben ihn ja voll plakatiert. Der Erfolg war seiner. Die *Bild Zeitung*

109| Ernst Albrecht (geb. 1930), deutscher Politiker der CDU, 1976–1990 niedersächsischer Ministerpräsident.

schrrieb freundlicher- und dankenswerterweise über „Kohls Sieg“. Das war für uns nicht so schlecht. Ich glaube schon, dass die Europawahl Kohls politisches Überleben gesichert hat – da bin ich sicher.

*Wir haben interessante Tendenzen festzustellen: In den NEI scheinen zunächst die Schweizer KVP, die ÖVP, die auch für die Aufnahme der CDU plädierte, wie auch die DC eine Rolle gespielt zu haben, wobei der Sitz der NEI in Paris war. Daraufhin folgte die EUCD mit Sitz in Rom. Wann beginnt eigentlich auch die deutsche Christdemokratie eine führende Motorenrolle in der transnationalen Parteienkooperation zu spielen?*

Erst als die Arbeit nach Brüssel verlagert wurde.

*Also in der EVP?*

Ja, ganz eindeutig. Sie sehen auch folgendes: Langsam kamen dann Mitarbeiter, später auch Generalsekretäre aus Deutschland. Vorher haben wir nicht viel Einfluss gehabt. Das waren Delegationen, die meistens aus Abgeordneten bestanden. Die EUCD war gar nicht so sehr eine Parteigeschichte. Irgendwelche Abgeordneten gingen dorthin. Die Frage lautete, ob man dorthin fahren wollte – so ungefähr, auch wenn das vielleicht ein bisschen übertrieben ist, aber das war es. Es war nicht mehr.

*Kai-Uwe von Hassel war langjähriger Präsident der EUCD und ein maßgeblicher Akteur. Wie haben Sie diesen Mann erlebt und können Sie ihn ein wenig charakterisieren?*

Kai-Uwe von Hassel war in der Ära Adenauer groß geworden und jemand, der außerordentlich kämpferisch und polarisierend war und gegen alles, was links war, so aufgetreten ist. Er hatte damals – wie gesagt – diesen studentischen Arm der CDU professionalisiert, dessen Profiteur ich war. Er hat die Europapolitik mit einer unglaublichen Noblesse geführt. Er war ein Konservativer. Solche Leute gibt es heute kaum noch – mit perfekten Manieren, immer sehr schön auf jeden achtend und bloß nicht die Delegierten der kleinen Staaten in irgendeiner Weise in Schwierigkeiten bringend. Das hat er alles wunderbar gemacht. Er war ein blendender Präsident. Ich habe leider in der Hauptstadtfrage, Bonn oder Berlin, ein Nachspiel mit ihm gehabt. Er war zu meinem maßlosen Entsetzen für Bonn, weshalb wir einige Kontroversen hatten.

Als Berliner Senator für Bundes- und Europaangelegenheiten war ich der Führer der Kampagne für Berlin.

*Wie gestaltete sich die Kooperation zwischen EUCD und EVP bzw. EVP-Fraktion? Welche Rolle spielte die EUCD für die EVP-Fraktion?*

Ich kann nur sagen: keine, soweit ich das erlebt habe. Ich bin öfters in der EVP-Fraktion gewesen, vor allem im Rahmen der Vorstandstreffen. Die EUCD ist wirklich eines freundlichen und stillen Abgangs gestorben.

*1983 übernahm Thomas Jansen in Personalunion das Amt des Generalsekretärs der EVP und der EUCD. Welchen Eindruck hatten Sie von diesem Mann?*

Nur den besten. Er hatte eine hohe Begabung, vor allem im Hinblick auf die vielen Sprachen, die er beherrschte. Er stammte aus gutem Hause. Sein Sohn war übrigens lange Zeit der Referent von Angela Merkel. Er war sehr proeuropäisch und wir haben hervorragend zusammengearbeitet. Wenn ich ein Problem hatte, war es natürlich von Vorteil, dass der Generalsekretär aus dem eigenen Land kam. Das war ein exzellenter Mann, das muss ich wirklich sagen. Wir haben ihn auch alle mit vollem gutem Bewusstsein nach Brüssel geschickt und empfohlen. Er wäre auch hier etwas geworden. Er ist ein sehr tüchtiger und guter Mann gewesen.

*Welche politischen Schwerpunktsetzungen verfolgte er?*

Am Anfang waren die Integration der Parteien und die Entwicklung eines gewissen Parteibewusstseins wichtig, wobei sich das weniger auf Parteiebene, als in der Fraktion zeigen konnte. So hart wie es heute fraktionsmäßig organisiert ist, war es zu Beginn nicht. Man musste immer wieder neu kämpfen. Auch die Frage, was wir mit den Giscard-Leuten machen, stand an. Es stellte sich immer die ewige Frage nach der Einbindung neuer Mitglieder. Es war nicht so, dass plötzlich die EVP-Fraktion da war, sondern es war eine ewige Bemühung, die Giscard-Leute zu integrieren. Wenn in Frankreich Wahlkampf anstand, mussten unsere Vertreter dorthin gehen, sie besuchen und schön grüßen, damit sie immer das Gefühl hatten, dass sie zu uns gehören. Ich meine, sie hätten genauso gut zu den Liberalen gehen können, was sie auch zeitweise getan haben. In diesem Zusammenhang hat Jansen sich sehr

bemüht. Hinzu kam, dass seine Frau eine Italienerin ist und er auch dadurch einer der ganz wenigen Politiker von uns war, der intensive Kontakte nach Italien hatte. Kohl hat mich auch einige Male zu den Italienern geschickt – damals noch DC –, um mit den Generalsekretären Absprachen zu treffen. Das war so etwas von mühevoll. Ich meine, ich selber sprach ein miserables Italienisch, was ich nur in der Schule gelernt hatte. Aber selbst wenn man sich verstand, weil ein Übersetzer zugegen war, war es schwierig. Die DC ging damals schon einen ganz anderen Weg, auch wenn sie am Anfang noch sehr wichtig war, weil sie viele Abgeordnete in der EVP hatte. Dass Jansen immer so ein wenig als *italiano* galt, war wahrscheinlich sein Meisterstück.

*Hatte Jansen immer die volle Rückendeckung von Kohl?*

Solange ich es erlebt habe, ja. Man muss natürlich sehen, dass es immer ein wenig schwierig ist, zeitlebens die Rückendeckung von Kohl zu haben.

*Wir haben im Gespräch mit Jansen den Eindruck bekommen, wie wichtig seine Rolle im Zusammenhang der abfälligen oder kritischen Äußerungen Andreottis gegenüber der deutschen Einigung war, auch wenn er das so nicht gesagt hat. Es ging damals auch um die Frage des EUCD-Vorsitzes und des Wechsels von Andreotti auf Colombo. Haben Sie daran noch Erinnerungen?*

Ich weiß nicht, in welchem Zusammenhang und wann es war: Wir haben einmal ein deutsch-italienisches Treffen der Parteiführungsspitze in Cadenabbia gehabt. Aus Gründen, die ich nicht nachvollziehen kann, war ich dabei. Wir haben immer alle geschaut, was passierte, wenn Kohl und Andreotti aufeinander zgingen. Es war sehr, sehr kritisch mit Andreotti. Damals hatten wir noch nicht den Film über ihn gesehen, den es jetzt gibt und der fantastisch sein soll. Andreotti war eine Figur, die wir uns unter Fiktionsbedingungen einfallen lassen würden. Colombo war viel leicht gängiger. Er hat bloß Kohl immer geärgert, weil er bei den Kongressen nicht morgens, sondern immer zwei bis drei Stunden später kam – obwohl er den Kongress eigentlich hätte eröffnen sollen, aber das ist eine Kleinigkeit.

*Wieso war das Verhältnis zwischen Kohl und Giulio Andreotti so kritisch? Was glauben Sie, war der Hintergrund?*

Bei Kohl ist es ganz einfach. Ich hatte den Eindruck, dass sie nicht miteinander warm geworden sind. Ich weiß nicht, wer die Bemühungen zu diesem Treffen damals initiiert hatte, aber das war nicht so toll.

*Wir hatten in Hildesheim eine Wissenschaftler-Tagung zum Thema „Italien, Österreich, Deutschland – Ein Dreiecksverhältnis in Europa?“, auf der als Erster der ehemalige italienische Botschafter in Bonn, Graf Ferraris, gesprochen hat. Er sagte, dass das Verhältnis zur Bundesrepublik Deutschland, zur Bonner Republik, hervorragend war. Ab der deutschen Einigung hat sich das dramatisch verschoben und es ging in Entfremdung über, weil das neue Deutschland einfach größer war. Kann es sein, dass Andreotti noch stark in der Dimension von De Gasperi und der Bonner Republik gedacht hat? Hatte er eine händelbare deutsche Republik, mit der Italien als Mittelmacht auf gleicher Augenhöhe sein konnte, im Sinne?*

Was Sie sagen, liegt sehr nahe, aber es wäre meinerseits Spekulation, wenn ich Ihnen darauf eine Antwort geben sollte. Ich habe keine Anhaltspunkte.

*Kommen wir auf die Rolle der Präsidenten der EVP für die Kooperation der Christdemokraten zu sprechen. Wie würden Sie den Einfluss von Leo Tindemans beschreiben?*

Er war ein blendender Präsident. Dadurch, dass er damals die Studie über Europa, das Tindemans-Papier, durchgeführt hatte, verfügte er natürlich über eine unglaubliche Kompetenz. Er konnte sehr elegant präsentieren. Auch mit Kohl verstand er sich sehr gut. Ich war öfters dabei, wenn die beiden miteinander in unserer Sprache gewitzelt haben – das war bei Kohl ja immer angenehm. Tindemans – das war eine große Präsidentschaft. Sie war damals genau das Richtige, eine wunderbare Mischung. Man sah auch, dass sich die Großen mitunter den Kleinen unterordnen. Ich weiß nicht, ob andere Länder das auch so gesehen haben, aber wir waren mit Tindemans sehr zufrieden bis begeistert.

*Was war eigentlich der Hintergrund, die Motivation für den Tindemans-Bericht? Die Politische Union und die verschiedenen Währungen zusammenzuführen?*

Das Interessante ist, dass man die Währungszusammenführung damals gar nicht beachtet hat, weil es keiner für möglich hielt. Heute würde

man es als Visionspapier bezeichnen. Ich will Ihnen Folgendes sagen: Das Papier als solches hat gar nicht eine so große Rolle gespielt. Aber jeder hat von dem Papier gesprochen und gesagt, dass dort einmal jemand etwas Großes versucht. Sein Motiv war ganz einfach innenpolitischer Natur: Er wollte groß herauskommen.

*Welche Rolle spielte sein Nachfolger Piet Bukman?*

Da kann ich gar nichts zu sagen. Er war eine Übergangslösung. Ich kann nicht sagen, dass während seiner Zeit etwas Besonderes vorfiel. Ich kann aber auch nichts Negatives über ihn sagen. Er hat bei mir keinen bleibenden Eindruck hinterlassen.

*Jacques Santer?*

Da ist der Eindruck erheblich stärker, wobei ich aufpassen muss, dass ich Santer's Zeit als Kommissionspräsident nicht mit der als EVP-Präsident verwechsle. Als Berliner Bundessenator habe ich natürlich alle Rekorde geschlagen, weil ich mit dem Präsidenten der Kommission sprechen konnte. Meine Beamten haben mich gefragt, warum er mit mir reden sollte. Santer ist schon als junger Mann zu mir gekommen und hat Wahlkampf erklärt bekommen. Ich kannte ihn natürlich super. Wir haben uns dann häufig für zwei Stunden zusammengesetzt und alle Beamten sind reihenweise in Ohnmacht gefallen: Der Bundesländervertreter kann doch nicht einfach mit dem EU-Kommissionspräsidenten reden. Er hat mir viel geholfen und wir haben wunderbar zusammengearbeitet. Ich habe ihn dann noch einmal mit Eberhard Diepgen<sup>110</sup> zusammen besucht, da war es wieder ähnlich. Allein schon daher habe ich ihn sehr gut in Erinnerung. Aber er war auch sonst sehr geschickt. Ich finde sowieso, dass wenn ich die Vertreter eines Landes besonders loben sollte, dann wären es die Luxemburger. Sie haben eine tolle europäische Performance – bis heute.

*Könnten Sie den Belgier Tindemans und den Luxemburger Santer als Persönlichkeiten und Redner noch ein wenig charakterisieren?*

Tindemans – das mag Ihnen jetzt komisch erscheinen – kam mir nie wie ein Belgier vor. Es ist mir zwar aufgefallen, wenn ich ihn in seinem

110 | Eberhard Diepgen (geb. 1941), deutscher Politiker der CDU, 1984–1989 und 1991–2001 Regierender Bürgermeister von Berlin.



Land habe reden hören, wie er ganz schnell von der französischen in die flämische Sprache überwechselte. Generell hatte Tindemans aber mehr eine angelsächsische, vornehme Erscheinung. Er war wirklich Europäer. Da eben zu der Zeit sowieso wenig zu Europa gesagt wurde, war der Tindemans-Bericht super. Jeder freute sich darüber, dass es so eine Vision gab. Er war eigentlich kein Belgier, sondern Europäer. Er war für mich wirklich der erste Europäer, wenn ich das so sagen darf. Das war bei Santer genauso. Die Luxemburger haben es immer verstanden, sich in großartiger Weise europäisch zu positionieren. Auch Gaston Thorn<sup>111</sup> war eine wunderbare Erscheinung. Juncker ist auch traumhaft, auch wenn es jetzt über den Fonds Streit gab – das ist aber nichts Tieferliegendes. Die Luxemburger haben in wunderbarer Weise ihre Rolle europäisiert. Die Belgier sind ein wenig davon abgekommen. Martens ist zwar gut, aber sie sind im Inland einfach zu schwach, weil sie ewig ohne Regierung dastehen. Da kann man natürlich auch keine Europapolitik machen.

*Wilfried Martens – was fällt Ihnen zu ihm ein?*

Wilfried Martens hat intern sehr viel bewirkt, weil er eine sehr diplomatische und kommunikative Erscheinung ist. Nach außen hat er, wie ich finde, nicht so gut agiert, wenn ich ehrlich sein soll. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass die EVP stärker zur Parlamentspartei geworden ist. Derjenige, der dort die Fraktion führt, oder gar im Falle Pötterings den Parlamentspräsidenten stellt, steht als Figur einfach vor dem Vorsitzenden. Das hat man bei Martens sehr deutlich gemerkt.

*In der EVP spielen immer wieder auch mit Blick auf Kohl zwei Figuren eine kritische Rolle: Gérard Deprez<sup>112</sup>, ein wallonischer Christdemokrat (PSC), und der Niederländer Ruud Lubbers<sup>113</sup> (KVP). Wie haben Sie diese beiden in Erinnerung?*

Mit Deprez hatte Kohl viele Kontakte, aber da kann ich Ihnen nichts Detaillierteres dazu sagen. Mit Lubbers hatte er auch große Kontakte.

111 | Gaston Thorn (1928–2007), luxemburgischer Politiker der Demokratischen Partei, 1974–1979 Premierminister seines Landes, 1981–1985 EG-Kommissionspräsident.

112 | Gérard Deprez (geb. 1943), belgischer Politiker der PSC, 1981–1996 Vorsitzender seiner Partei.

113 | Ruud Lubbers (geb. 1939), niederländischer Politiker der KVP, später CDA, 1982–1994 Ministerpräsident seines Landes.

Wir haben ihn unterstützt, wo wir nur konnten. Lubbers war häufig tollkühn mit dem Ansetzen der Wahlen, aber ansonsten prima. Ich würde auch nicht sagen, dass er ein Niederländer war – er war international. Er hatte Eleganz.

*Es kam dann zum Bruch in der Frage der deutschen Einigung. Kohl war böse, weil Lubbers sich skeptisch bis ablehnend geäußert hat.*

Wenn Sie überlegen, dann war eigentlich nur George Bush auf unserer Seite. Mit allen anderen gab es Schwierigkeiten. Mitterrand fuhr nach Ost-Berlin, Thatcher wollte eigentlich gar nicht. Die Italiener waren zurückhaltend. Wer war denn wirklich für die Deutsche Einheit? Das war für mich persönlich ein bisschen enttäuschend, denn wir hatten uns eigentlich gut in die Völkerfamilie eingefügt. Niemand hätte etwas zu befürchten gehabt, was sich dann ja auch bewahrheitete. Mein lieber Mann, damals war es noch schwierig! Besonders waren wir von Frau Thatcher enttäuscht, dass sie so stark dagegen opponierte. Dank Amerika haben wir es dann doch hinbekommen.

*Es ist ganz entscheidend zu fragen, was EUCD, EVP und EDU an Vertrauensbildung gebracht haben, wenn selbst in dieser Familie der konservativen und christdemokratischen Parteien doch so viele Querschüsse und Störfeuer in der Frage der deutschen Einigung kamen. Hat man Kohl 1989 doch nicht dieses europäische und integrationspolitische Vertrauen entgegengebracht?*

Bei Mitterrand hat er es sicher ertrötzt. Thatcher musste mitziehen, ob sie wollte oder nicht, weil Amerika an der Seite Kohls stand. Ich glaube nicht so sehr, dass die EVP – um bildlich zu sprechen – eine Woge war, die uns in die Wiedervereinigung getragen hat, aber sie war ein Verbund, gegen den man nicht verstoßen würde. Damals hätten sich viel mehr Leute gegen die Wiedervereinigung ausgesprochen, wenn die EVP nicht schon so verschwägert, verwandt und familiär gewesen wäre. Das glaube ich doch.

*Das heißt, Sie würden der EVP diesen Bonus bzw. diese Vorarbeit zubilligen?*

Ich sage ganz nüchtern und pragmatisch: Die Vorarbeit und die Investitionen in die EVP haben sich am Tage und im Prozess der Wiederver-

einigung gelohnt. Der Chor der Gegner wäre ansonsten vielstimmiger gewesen.

*Es war paradox, dass ein Sozialist, der spanische Ministerpräsident Felipe González<sup>114</sup>, im Dezember in Straßburg wohlwollend auf den Zehn-Punkte-Plan Kohls reagierte.*

Deswegen kommt er auch zu jedem Geburtstag von Helmut Kohl und ist unser Starredner.

*Wie erklären Sie sich das? Das ist doch kurios.*

Er hat sich an das gehalten, was der europäische gemeinsame Standpunkt war: Überwindung der Teilung Deutschlands. Er hat es einfach für richtig empfunden. Deswegen finde ich auch, dass man den Spaniern gegenüber freundlich sein muss.

*Kohl sprach sich stark für den spanischen EG-Beitritt und auch mit Blick auf die Mitgliedschaft in der NATO aus.*

Allerdings, ja. Kohls europäisches Agieren war insgesamt – ohne dass es immer sehr glamourös und spektakulär war – politisch klug. Er hat sich damit einen guten Rahmen für die Wiedervereinigung geschaffen, obwohl die Entscheidung natürlich auf weltpolitischer Bühne gefallen ist. Er hat, Gott sei Dank, gesagt, dass er nicht noch zehn Jahre mit der Vereinigung warten wolle, sondern es umgehend angestrebt.

*Wir haben von vielen bedeutenden Personen gesprochen, Tindemans, Santer, Martens und Kohl. Welche Rolle spielte Kohl eigentlich in der EVP der 1980er Jahre? Nutzte er die EVP als weitere Schiene, sich europapolitisch zu profilieren?*

Kohl sah sich in der Kontinuität zu Adenauer. Er hat großen Wert darauf gelegt, dass dies europäisch ausgewiesen ist. Er hat immer nachgegeben – nicht in einem diskriminierenden Sinne – und geholfen, wenn es nötig war. Er hat viel entgegengebracht. Damit es damals einigermaßen ökonomisch tragbar erfolgen konnte, hat er viel Geld in die Hand genommen. Er hat immer versucht, der gute Europäer zu sein. Er hat

114 | Felipe González (geb. 1942), spanischer Politiker der sozialistischen Partei, 1982–1996 Ministerpräsident seines Landes.

etwas unglaublich Kluges getan: Er hat die Kleinen sehr hofiert. Den Kleinen hat er nie das Gefühl gegeben, klein zu sein.

*Wie war Ihr Verhältnis als Bundesgeschäftsführer zu Kohl?*

Das ist ein abendfüllendes Thema. Ich will es einmal ganz kurz sagen: persönlich gut. Politisch muss man wissen, dass er mich nicht haben wollte – nicht weil er mich nicht haben wollte, sondern weil er jemanden anderes vorgeschlagen hatte, er aber im Präsidium nicht das Vorschlagsrecht hatte. Das hatte Geißler und der hatte mich vorgeschlagen. Das Präsidium stimmte dann mit zehn Stimmen für mich und einer dagegen – das war Kohl. Das war die einzige Abstimmung im Präsidium, wo wirklich einmal die Finger gehoben wurden. Vor der Bundesvorstandssitzung wurde das Ergebnis bekannt gegeben. Kohl kam dann zu mir, umarmte mich und entgegnete mir: Sie wissen ganz genau, dass meine Abstimmung überhaupt nichts mit Ihnen zu tun gehabt hat. Ich war anderer Meinung. Das hat er ganz nett gesagt und wir haben in Zukunft mal gut, mal schlecht zusammengearbeitet. Es gab Zeiten, in denen ich beinahe herausgeflogen wäre, aber wie gesagt: Insgesamt bin ich dann doch in der Union der Bundesgeschäftsführer mit der längsten Dienstzeit gewesen.

*Wer war eigentlich Kohls Mann?*

Hans Terlinden<sup>115</sup>. Kohl hatte auch ein anderes Funktionsbild vom Bundesgeschäftsführer. Während ich meine Position politisch und kommunikativ verstanden habe, wollte Kohl lieber einen Organisator haben. Terlinden war ja auch Organisator. Er hat ihm bei der Spendenbeschaffung und solchen Dingen geholfen. Bei solchen Aufgaben stand ich natürlich nicht zur Verfügung. Das war nicht mein Job. Mit Terlinden, mit dem Kohl per Du war, hatte er schon in Rheinland-Pfalz zusammengearbeitet und ein volles Vertrauensverhältnis. Ich habe Terlinden noch gelegentlich zum Essen getroffen. Wir beide haben uns deswegen nie entzweit. Wir wussten genau, dass es nicht um uns ging, sondern es eine Diskussion zwischen Kohl und Geißler war. Das ist in der Politik immer so.

*Ein Match Geißler gegen Kohl?*

115 | Hans Terlinden (1932–2009), deutscher Politiker der CDU, Vertrauensmann Helmut Kohls.

Es war ein Match Geißler gegen Kohl und ein Match Kohl gegen Präsidium. Im Präsidium saßen damals Albrecht, Wallmann<sup>116</sup>, von Weizsäcker usw. Ich habe gute Stimmen bekommen.

*Wenn wir beim Thema Bundesgeschäftsführer und Generalsekretär der CDU sind, müssen wir auch den ersten Generalsekretär Ihrer Partei Bruno Heck erwähnen. Können Sie ihn ein wenig charakterisieren?*

Bruno Heck war einer der fast ideologisch-christdemokratisch orientiert war. Deswegen hat er auch stets sehr stark nach Lateinamerika geblickt. Er hat in der Großen Koalition eine wunderbare Brücke zu Wehner gebaut. Zu dieser Zeit habe ich ihn kennengelernt. Damals wurde in der KAS ein Thinktank eingerichtet, das WIKAS hieß: Wissenschaftliches Institut der KAS. Dieses war direkt dem Generalsekretär der CDU, also Heck, zugeordnet. Wir haben ihm viele Papiere mit verschiedenen Überlegungen ausgearbeitet, so auch ein Papier über zukünftige Regierungsszenarien. Wenn Brandt eine Mehrheit mit einer Stimme erlangt, wird er eine Koalition mit der FDP eingehen, haben wir gesagt. Das war eine Warnung. Zu diesem Schluss kamen wir, weil ich aus dem Otto-Suhr-Institut viele Leute aus dem Umkreis von Brandt kannte und wir uns ausgetauscht haben. Ich werde nie vergessen, dass Heck mir damals väterlich entgegnete: Ach, Radunski, Wehner und ich machen das schon. Wehner wollte ja auch die Große Koalition fortsetzen. Dazu kam es aber nicht. Unsere CDU ist schlafen gegangen und als sie aufwachte, war sie draußen. Heck war sehr stark christlich-demokratisch, europäisch, aber auch international ausgerichtet. Damals glaubte man, dass die christliche Demokratie ein Modell für die westliche Welt sein könnte.

*Das ist ein ganz spannender Punkt: Internationalisierung, Globalisierung und auch Europäisierung. Haben Sie damals erkannt, dass es innerhalb der Partei und der Netzwerke Prioritäten, Schwerpunktverlagerungen und ein stärkeres Drängen nach Europa in den 1980er Jahren gab? Das berührt auch das Verhältnis zwischen IDU und EDU/EVP. Gab es unterschiedliche Schulen oder Denkrichtungen?*

Ich glaube nicht, dass wir die Zukunft Europas aktiv, wie sie in ihrer lockeren Integration jetzt gekommen ist, gedacht haben. Wir wollten

116 | Walter Wallmann (geb. 1932), deutscher Politiker der CDU, 1977–1986 Oberbürgermeister von Frankfurt/Main, 1986/87 Umwelt-, Naturschutz- und Reaktorsicherheitsminister, 1987–1991 Ministerpräsident Hessens.

eine festere EU, die stärker bundesstaatlich organisiert ist. Kohl musste es in seinen Regierungsjahren noch erleben, dass Europa weiter auseinander ging. Die Quantität, also die Erweiterung, ist nicht in Qualität, also in Vertiefung, umgeschlagen. Das Interessante ist aber, dass das so bei uns wenig gedacht und bemerkt wurde. Ich weiß nicht warum. Die Globalisierung war dann plötzlich wie ein Naturereignis da. Welche Rolle Europa in der Globalisierung spielt, haben wir bis heute noch nicht verstanden. Eigentlich müssten wir uns so schnell wie möglich aufmachen, um mit einer Stimme zu sprechen und so eng wie nur möglich zusammenzukommen. Vielleicht bringt diese Eurokrise mehr, als wir gedacht haben. In Sachen gemeinsamer Wirtschaftsregierung sind wir damals nicht weitergekommen. Das Erreichen einer gemeinsamen Außenpolitik war lächerlich.

*Wann ist für Sie Globalisierung ein Thema geworden? Wann wurde Ihnen klar, dass es nicht nur um die EG/EU, sondern um die Welt geht?*

Wirklich ernsthaft Ende der 1990er Jahre, was ich spät nennen würde. Vorher haben wir nicht richtig daran gedacht. Dass ich mich als Berliner Senator mit Globalisierung beschäftigt habe, kann ich wirklich nicht sagen.

*Das ist interessant. Delors sagte schon 1985, dass es um Fragen der Technologie und der Konkurrenz zwischen Fernost und Europa ging. Mir scheint, dass er schon eine Vorstellung von einer globalen Rolle Europas hatte.*

Damals haben wir mehr in Richtung Amerika geblickt. Jean-Jacques Servan-Schreibers „Die amerikanische Herausforderung“ kannten wir alle.<sup>117</sup> Wir waren völlig auf Amerika konzentriert. Wer hätte gedacht, dass China oder Indien einmal diese Rolle spielen?

*Was meinte die „amerikanische Herausforderung“ eigentlich genau?*

Es ging darum, dass das neue Denken und die neuen Technologien, die wir kaufen müssen, aus Amerika kommen, während wir verlieren. Die

117| Jean-Jacques Servan-Schreiber: *Die amerikanische Herausforderung*. Hamburg 1968.

Herausforderung meinte, dass wir uns auf die Hinterbeine stellen, selber denken und arbeiten sollten. Ich bin von der EU in drei Punkten persönlich enttäuscht: Erstens, hätten wir die Parlamentarisierung in der Form, wie wir sie jetzt haben, auch bleiben lassen können. Zweitens ist es uns nie gelungen, das viele Geld, was uns in Europa zur Verfügung steht, auf die Dinge zu konzentrieren, die unsere Zukunft ausmachen. Beispielsweise geben wir ewig unser Geld für den Agrarbereich aus. Dass wir nicht in neue Technologien und Universitäten investiert haben, ist ein klares Versäumnis. Was hätten wir alles haben können? Zehn Europauniversitäten, die überall die besten Köpfe Europas zusammenbringen. Drittens bin ich von der Außenpolitik enttäuscht. Das ist eine absolute Katastrophe. Wenn man jetzt wieder das Agieren in der Libyenkrise sieht, ist das einfach nur peinlich.

*Kommen wir noch einmal auf unser eigentliches Thema zurück, obwohl es natürlich hochinteressant ist, wenn Sie auf diese Generalia zu sprechen kommen. Welche Störfaktoren gab es im Hinblick auf den Aufbau und die Organisationsarbeit in der transnationalen Parteienkooperation?*

Man kann den menschlichen Faktor nur unterschätzen. Es ist wirklich wichtig, wie die verschiedenen Akteure sich zwischenmenschlich verstehen. Kohl-Andreotti und Kohl-Thatcher sind Negativbeispiele. Diese Verhältnisse haben wiederum Rückwirkungen auf die weiteren Mitarbeiter. Wenn die Führungspersönlichkeiten die Mitarbeiter angewiesen haben, verstärkt zusammenzuarbeiten, die Partner einzuladen, Parteitage durchzuführen usw., hat das immer geholfen. Wir haben immer große Europasektionen auf Parteitagungen gehabt. Die CDU-Parteitagen haben immer Europa zum Thema gemacht. Wenn die Parteiführer sich verstanden haben und solche Anweisungen gegeben haben, war das hilfreich. Schwierig wurde es, wenn es in Krisen um Geld oder ähnliches ging. Dann gab es einen Konfliktpunkt, den man auch nicht so gerne innerparteilich angesprochen hat. Man ist in Europa immer unglaublich höflich miteinander umgegangen. Ich musste mich immer erst daran gewöhnen: Manchmal wurde gar nichts ausgesprochen. Wir wussten, dass wir vier Probleme hatten und keines wurde angesprochen. So etwas gab es auch im EVP-Vorstand. Eine weitere Sache, die man auch nur unterschätzen kann, ist die Personalpolitik: Fragen, wer EU-Parlamentspräsident, wer Generaldirektor usw. wird, waren immer prädestiniert für innerparteiliche Kontroversen. Die Musik wird auf Parteiebene gemacht. Barroso ist der große Profiteur der Parteienkooperation.

*Die Treffen auf EVP-Ebene vor den Räten und großen Gipfeln würden Sie in diesen Zusammenhang einordnen?*

In diesen Fragen, ja.

*Personalentscheidungen?*

Ja, Personalfragen auf jeden Fall. Da bin ich ganz sicher. Das sind dann auch nicht die massiven Elefantenorganisationen wie Staatskanzleien. In diesem Rahmen trifft dann nur der Parteienfreundeskreis zusammen. Dort ist man unter sich.

*Eine letzte Frage noch zum Themenbereich Widerstände: Jean Monnet hat gesagt, dass die Krisen die großen Einiger sind. Die Integration braucht Krisen, um voranzuschreiten. Wie würden Sie den Stellenwert von Krisen und ihre Bewältigung auch mit Blick auf die transnationale Parteienkooperation einstufen?*

Ich habe schon meine Hoffnung zum Ausdruck gebracht, dass mit der jetzigen Finanzkrise vielleicht Kooperationsmechanismen in Europa in Gang gesetzt werden, die wir noch nicht zu hoffen gewagt haben. Ob sonst die Krisen so förderlich waren, weiß ich nicht. Ich glaube es nicht.

*Ein Beispiel aus Österreich sind die EU-14-Maßnahmen gegen Schwarz-Blau 2000. Das ist ein Thema.*

Das waren natürlich die Tiefpunkte der europäischen Integration. Gegen Schwarz-Blau oder gegen Berlusconi hat unser Kanzler Schröder verrückt gespielt. Es war unglaublich, europäischen Partnern etwas zu verbieten. Das hat mir gar nicht gefallen, zumal wir auch die PDS hier im Umlauf hatten. Krise? Das war mehr aus ihrer Sicht eine Krise, ich würde es als atmosphärische Störung bezeichnen. Größere Krisen haben wir eigentlich nicht gehabt. Man hat immer versucht, Probleme unter den Teppich zu kehren. Die wirklich erste Krise haben wir jetzt, wenn es um Fragen der Zahlungs- und Transferunion geht. Man muss sehen, welche Ergebnisse am Ende des Tages zu verzeichnen sind.

*Eine Frage zum deutschen Einigungsprozess: Wie und vor allen Dingen wo haben Sie eigentlich den 9. November 1989 erlebt?*



Die Nacht vom 9. auf den 10. November habe ich friedlich in Bonn durchgeschlafen und bin gewohnheitsmäßig früh aufgestanden. Im Fernsehen habe ich dann gesehen, dass die Mauer geöffnet wurde. Ich habe sofort per Telefon zwei Flugzeuge gechartert, um mit einer größeren Gruppe nach Berlin zu fliegen. Dort haben wir verschiedene Demonstrationen und eine große Veranstaltung an der Gedächtniskirche organisiert. Leider war vorher diese unglückliche Veranstaltung vor dem Rathaus Schöneberg und später eine in Ost-Berlin, so dass das Fernsehen unsere niemals dokumentierte. Wahrscheinlich war das in der Geschichte unserer Partei die größte Veranstaltung mit 200.000 Menschen. Kohl konnten wir damals nicht erreichen, weil er in Polen war. Es war sehr schwierig. Ich habe dreimal gesagt, dass Kohl nicht zu der Veranstaltung in Schöneberg gehen soll. Da hat er nichts davon. Es konnte aber nicht kommuniziert werden. Wir waren uns völlig einig, dass wir eine eigene Veranstaltung durchführen sollten, die dann auch toll war. Es war traumhaft – aber es war eine Veranstaltung, von der kaum einer etwas wusste.

*Kohl hat sich unglaublich abfällig und tobsüchtig über das Verhalten der Berliner CDU im Kontext der Veranstaltung am Schöneberger Rathaus am 10. November 1989 geäußert, wo er gnadenlos ausgepfiffen worden ist. Er meinte, wenn man es richtig gelesen hat, dass die Berliner CDU versagt hat.*

Das ist nicht richtig. Leider hat es einer geschafft, zu ihm durchzukommen – Jürgen Wohlrabe<sup>118</sup>, damals Parlamentspräsident. Er hat, wie ein Parlamentspräsident eben spricht, gesagt, dass der Kanzler vor das Rathaus in Schöneberg gehöre. Wir haben dieses Theater kommen sehen. Mir war klar, dass der Regierende Bürgermeister von Berlin Walter Momper<sup>119</sup> dort keine Wiedervereinigungsveranstaltung organisiert hat. Er sprach von „Wiedersehen“. Das wussten wir alles. Dass dort nun aber auch nur negative Stimmungen geäußert wurden, hätte man auch nicht so erwarten können. Wir hätten Kohl jedenfalls nicht dorthin geschickt. Leider hat ihn die Nachricht aber nicht erreicht. Später an diesem Tag kam er dann zu unserer Veranstaltung und sah, dass es traum-

118 | Jürgen Wohlrabe (1936–1995), deutscher Politiker der CDU, 1989–1991 Präsident des Abgeordnetenhauses Berlins.

119 | Walter Momper (geb. 1945), deutscher Politiker der SPD, 1989–1991 Regierender Bürgermeister Berlins, 2001–2011 Präsident des Abgeordnetenhauses Berlins.

haft war. Das war aber zu schon zu spät. Das Schlechte war alles schon gelaufen.

*Diese Kundgebung ist untergegangen – auch in der Erinnerung?*

Ja, zur gleichen Zeit war eine Veranstaltung in Ost-Berlin, wo auch das Fernsehen war. Manchmal entscheidet auch das Fernsehen über die Bedeutung. Wäre Kohl nicht nach Schöneberg gegangen, hätte es vielleicht anders kommen können. Wir hatten schon eine Erfolgsstrategie. In der damaligen Zeit war es nicht möglich, nach Polen zu telefonieren. Leider hat Wohlrabe den Mitarbeiter im Kanzleramt Eduard Ackermann<sup>120</sup> erreicht und gesagt, dass in Schöneberg eine große Veranstaltung stattfindet, wo Kohl hinkommen solle. Kohl hat uns leider keine Rückfragen gestellt, weil er nicht konnte oder wollte. Ich weiß es nicht. Jedenfalls hat es nicht geklappt. Der Berliner CDU hat er dabei ein wenig Unrecht getan, aber das will er nicht glauben. Es konnte keiner etwas dafür.

*Was sind die Gründe für das leicht gestörte Verhältnis zwischen Kohl und der Berliner CDU?*

Das ist eigentlich ganz einfach. Er wollte, dass Hanna-Renate Laurien<sup>121</sup> Bürgermeisterin wurde. Diepgen war nicht sein Mann. Kohl hatte es nicht gerne, wenn jemand etwas wurde, der nicht sein Mann bzw. seine Frau war. Da war er grundsätzlich skeptisch. Er war es in der CDU gewohnt, dass seine Leute die entsprechenden Posten bekamen. Wenn es nicht seine Leute waren, war das immer schlecht.

*Das Verhältnis Kohls zu Weizsäcker war auch nicht das Beste – kann man das sagen?*

Ja, das war wirklich nicht das beste. Es hat sich später sehr verschlechtert. Man stand dann häufig zwischen den Fronten. Kohl und Weizsäcker waren zunächst große Freunde. Kohl hat Weizsäcker praktisch aus der Anonymität herausgeholt und ihn zu einem Politiker gemacht. Sonst

120 | Eduard Ackermann (geb. 1928), deutscher Politiker der CDU, 1982–1995 Leiter der Abteilung gesellschaftliche und politische Analysen, Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit im Bundeskanzleramt.

121 | Hanna-Renate Laurien (1928–2010), deutsche Politikerin der CDU, 1991–1995 Präsidentin des Berliner Abgeordnetenhauses.

hätte Weizsäcker niemals seine Posten und Ämter wie etwa sein Bundestagsmandat erreicht. Ich weiß noch, dass ich eines Tages einen Anruf von Kohl bekam. Er sagte mir, dass ich mit ihm zum 50. Geburtstag von Weizsäcker nach Berlin kommen sollte. Beim Spaziergang habe ich ihm die Stadt gezeigt. Damals waren wir noch in der Opposition in Berlin, haben die ersten Wahlen verloren usw. Als wir die Wahlen schließlich gewonnen hatten, standen Personalfragen zur Diskussion. Mit Diepgen bin ich seit der FU-Zeit verbunden, weil wir ihn damals in den Wahlen zum Vorsitzenden des Allgemeinen Studierendenausschusses (ASTA) gekürt haben. Er hatte mich im Zuge des Sieges bei den Berliner Wahlen gebeten, mit ihm zu sprechen. Weizsäcker, der Spitzenkandidat, wollte, dass er das Finanzressort übernehmen sollte. Ich empfahl ihm aber, das abzulehnen, weil er bald Regierender Bürgermeister werden würde. Diepgen fragte mich, wie ich darauf käme, worauf ich ihm entgegnete, dass Weizsäcker in vier Jahren nicht mehr für dieses Amt zur Verfügung stehen würde. Weizsäcker ist dann auch nicht in Berlin geblieben. Ich habe geglaubt, dass er Außenminister wird, aber er wollte Präsident werden. Die Präsidentenfrage wurde im CDU-Präsidium diskutiert. Die Präsidiumstagesordnung habe ich – natürlich in Abstimmung mit Kohl – erstellt. Dann ist Kohl auf die Idee gekommen, Barzel ins Rennen zu schicken, weil Weizsäcker natürlich auch eine lose Zunge und ein wenig über Kohl gespottet hatte – das sollte man besser bleiben lassen. Während des berühmten Fußballländerspiels Deutschland gegen die Türkei 1983 in Berlin konnte man dann Kohl und Weizsäcker, die nebeneinander auf der Tribüne gesessen haben, streiten sehen. Man wusste zwar nicht, worum es ging. Man konnte aber an der Körpersprache erkennen, dass sie sich stritten. Es hat Ewigkeiten gedauert, bis Kohl erkannte, dass er gegen Weizsäcker nicht ankommt, so dass er ihn dann selber als Kandidaten vorgeschlagen hat.

*Bevor wir zu den bilanzierenden Fragen zur transnationalen Parteikooperation kommen, haben wir noch eine andere Frage: Sie haben das Thema „Europasenator“ angesprochen. Das ist ein Feld, das in der Europa- und Integrationsforschung kaum präsent ist. Welche Rolle spielen die Städte- und Gemeindesenatoren mit Blick auf die europäische Integration?*

Nicht nur die Senatoren sind wichtig, sondern auch ihre Komplementäre auf Landesebene, die Minister. Jedes Land hat inzwischen einen eigenen Europaminister, wobei der selten nur für Europa zuständig ist.

In Berlin war ich auch für Bundesangelegenheiten zuständig. Viele sind neben Europa auch noch für die Justiz verantwortlich. Durch die Wiedervereinigung nach Paragraph 23 des Grundgesetzes wurde dieser Absatz obsolet. Unter Führung Edmund Stoibers<sup>121</sup> haben wir diese Lücke dann mit dem Mitbestimmungsrecht der Länder neu gefüllt. Die Länder haben in Europa unglaublich viel zu sagen. Immer muss ein Vertreter zur EU geschickt werden. In diesem Rahmen war ich etwa an einer Außenministerkonferenz und am EU-Beitritt Österreichs, Finnlands und Schwedens beteiligt. Es gab eine Abstimmung im Bundesrat. Die Bayern wollten wie immer ihren eigenen Weg gehen, aus der ich als Vertreter in der deutschen Gruppierung bei Außenminister Klaus Kinkel (1992–1998) hervorging. Dann konnte ich große internationale Politik miterleben. Wir haben uns aufgeteilt, wobei ich für Österreich zuständig war. Mock kannte ich ja und wir verstanden uns gut. Dann wurde auch der Ausschuss der Regionen gegründet, dessen Gründungsvater ich bin. In den ersten Jahren, solange ich mein Senatsamt innehatte, war ich stets dort zugegen. In den Ausschüssen haben wir Verkehrs-, Städtefragen usw. besprochen. Die deutsche Außenpolitik muss noch immer ihre Europapolitik mit den Ländern koordinieren und den jeweiligen Fachminister aus den Ländern mit zu Verhandlungen mitnehmen. Das hat für die internationale Parteienkommunikation und -kooperation eine große Bedeutung. Für die Bundesregierung ist es aber in der Europapolitik nicht einfach, wenn zusätzlich individuelle Forderungen seitens der Länder artikuliert werden. In meiner Eigenschaft als Präsident aller Europaminister Deutschlands – Berlin war turnusgemäß an der Reihe – habe ich dann viele Kontakte mit europäischen Partnerländern, Polen usw., knüpfen können. Auch mit Delors bin ich häufig zusammengetroffen. Mit ihm habe ich mich sehr gut verstanden. Er hat sich immer gefreut, dass ich mit ihm Französisch sprechen konnte. Das war schön.

*Würden Sie sagen, dass sich in der Berliner Republik der Einfluss der Länder mit Blick auf Europa- und Integrationsfragen im Unterschied zur Bonner Republik gesteigert hat?*

Wir sind durch die neuen Problemlagen auf dem Weg zurück zur Situation in der Bonner Republik. Bei den aktuellen Fragen und Problemen

122 | Edmund Stoiber (geb. 1941), deutscher Politiker der CSU, 1978–1983 Generalsekretär seiner Partei, 1993–2007 bayerischer Ministerpräsident, 1999–2007 Vorsitzender seiner Partei.

sind die Länder überfordert und bremsend. In den 1990er Jahren sah es aber so aus. Alle Bundesländer bis auf Berlin hatten auch große Vertretungen in Brüssel. Ich habe unsere dann mit einem Trick eingerichtet, auf den ich bis heute stolz bin. Das Haus, das wir gekauft haben, lag in einem Stadtteil Brüssels, der – die Grünen waren inzwischen ins Parlament eingezogen – für Geschäftsleute aller Art verboten war. Brüssel hat einen Außenminister, mit dem ich mich angefreundet habe. Wir haben dann ein Freundschaftsabkommen zwischen Berlin und Brüssel geschlossen, in dessen Rahmen ich das Berlin-Brüsseler-Freundschaftsbüro in Brüssel eingerichtet habe. In diesem Gebäude haben wir dann unsere Berliner Europavertretung angesiedelt.

*Welchen Eindruck hatten Sie von Jacques Delors, neben Walter Hallstein<sup>122</sup> einer der bedeutendsten und profiliertesten Präsidenten der Kommission, und wie würden Sie ihn charakterisieren?*

Es gibt in der französischen Ausbildung im *École*-System den wirklich herausragenden Technokraten. Das war jemand, der für den Staatsdienst geboren war. Hallstein war es auf eine andere Art. Delors war brillant, ruhig und sehr umgänglich, obwohl er in dem Sinne keine Nahbarkeit hatte. Man konnte ihm auch Probleme jeglicher Art am Verhandlungstisch zuflüstern.

*Sie haben den Beitritt Österreichs, Finnlands und Schwedens 1995 erwähnt. Die Österreicher haben Ihren Antrag auf Mitgliedschaft gestellt, als die Mauer in Berlin noch stand. Es hat dann lange gedauert, bis man die Verhandlungen 1993 aufnehmen konnte. 1993 bis 1994 wurde verhandelt. Die Griechen hatten im ersten Halbjahr 1994 die Präsidentschaft. Kinkel musste sogar noch nach Brüssel fahren, um Druck zu machen. Wie haben Sie Mock, einen führenden Mann auch der transnationalen Parteienkooperation der Christdemokraten und Konservativen, erlebt?*

Mock hatte wie Kohl in gewisser Weise auch seinen Rahmen über die Parteienkontakte geschaffen. Er war sehr anerkannt. Ich weiß noch, wie er sich gefreut hat, als alles gelaufen war. Es war wirklich wunderbar. Ihn kannte jeder. Hinzu kam, dass er eine begnadete Art des Um-

123 | Walter Hallstein (1901–1982), deutscher Diplomat und Politiker der CDU, 1958–1967 EWG-Kommissionspräsident.

gangs hatte: So wie wir uns einen Wiener in guten Tagen vorstellen, obwohl er überhaupt kein Wiener war – das sind unsere guten und positiven Vorurteile. Er hat sicher von der Parteienkooperation profitiert. Er hatte immer ein wenig Unterstützung, sei es aus Belgien oder aus Holland. Der eigentliche Hauptpunkt der Gespräche waren die Bedenken, dass Deutschland nicht alles aufkauft, was so nicht eingetreten ist.

*Transitvertrag und Zweitwohnsitze. Hat man in Deutschland nicht auch an die Neutralität Österreichs gedacht?*

Uns hat ein wenig geärgert, dass die Österreicher nicht bereit waren, in die NATO einzutreten. Das war für uns schwierig. Ich habe dieses Thema aber nicht einmal erwähnt, auch wenn es uns störte. Das stimmt.

*Gab es in der EG 12 überhaupt Widerstände oder Vorbehalte gegenüber Finnern, Schweden und Österreichern?*

Nein. Der einzige schwierige Punkt betraf eine wirtschaftliche Frage in Bezug auf Schweden, an die ich mich aber nicht mehr erinnern kann. Die Finnen waren pflegeleicht – jeder wusste aber auch, dass die Situation des Agraretats noch problematischer und schlimmer wird.

*Die Frage stellt sich, weil Mitterrand dem österreichischen Kanzler Franz Vranitzky (SPÖ, 1986–1997) beim Verlassen des Élysée-Palasts sagte, dass jetzt der zweite deutsche Staat Mitglied der EG würde. Vranitzky dachte, Mitterrand scherzt, aber er meinte es todernst. Er entgegnete Mitterrand daraufhin, dass es nur einen einzigen ersten österreichischen Staat gebe. Die Anschlussdebatte war irgendwie immer noch in französischen Köpfen der Politik und Diplomatie präsent. Die Österreicher haben zum angeblichen Leidwesen der Deutschen bei den Verhandlungen vielfach französisch parliert, Mock etwa. Haben Sie daran Erinnerungen?*

Es hat Kohl mit Sicherheit geärgert, wenn Mock französisch parliert hat. Da bin ich sicher, wobei Mock ja auch Freude an seiner eigenen Brillanz hatte und es auch gerne machte. Ich habe ihn aber auch deutsch reden gehört. Die Übersetzer waren auf jeden Fall zugegen. Bisweilen habe ich Sitzungen in Brüssel erlebt, bei denen mehr Übersetzer als Gesprächsteilnehmer anwesend waren.

*Kommen wir zu den bilanzierenden Fragen. Wie erklären Sie eigentlich den historischen Nachholprozess der Gründung von transnationalen Parteienkooperationen der Christdemokraten im Vergleich zur SI bzw. KI? Historisch bzw. faktisch lässt sich ja feststellen, dass es die SI bzw. KI zeitlich vor den christdemokratischen Parteienzusammenschlüssen gab?*

Sie sind zeitlich früher existent gewesen. Es gab schon alte Bünde. Die Internationale war eine ganz große Hoffnung der Kommunisten. Internationale Parteienkooperation war anfänglich kein Thema der CDU. Wir wollten überhaupt erst einmal als Staat wieder mit anderen sprechen dürfen. Eine ganze Zeit lang dachte man dann, man wolle einen eigenen Weg beschreiten. Danach kamen langsam die anderen – Benelux –, die uns gegenüber deutlich zum Ausdruck brachten, dass sie ähnlich wie wir dachten. Es hat historische Gründe. Die Sozialisten waren einfach weiter.

*Hatten sie eine Vorbildfunktion für die Christdemokraten?*

Die SPD hatte für uns in Angelegenheiten der Parteiarbeit lange Jahre Vorbildfunktion, weil sie in Bezug auf Mitglieder, Partei und Wahlkampf vorbildlich war. Wir haben schwer davon gelernt und sie Mitte der 1970er Jahre in Teilen überholt.

*Welchen Stellenwert würden Sie im historischen Rückblick grundsätzlich der transnationalen christdemokratischen Parteienkooperation beimessen? Vernachlässigbare Größe oder wichtiger flankierender Faktor?*

Durch die Chance zur Wiedervereinigung und dem Wiedervereinigungsprozess hat sich die Parteienkooperation rückblickend als bedeutender erwiesen, als wir es zur damaligen Zeit empfunden haben. Wir haben die Kooperation immer als selbstverständlich gesehen und sie wurde stets weiterverfolgt. Dass wir jemanden eingesetzt haben, der sich von morgens bis abends um diese Angelegenheiten kümmerte, hatte ich ja schon erwähnt. Wir haben unsere Gäste immer mit voller Gastfreundschaft empfangen. Ich habe auch einmal jemandem für ein Wochenende meinen Dienstwagen zur Verfügung gestellt. Das waren ganz harmlose, aber sympathische Gesten. Das waren wichtige Sachen. Wir konnten aber nicht ahnen, dass sie sogar einmal einen kleinen existenziellen Aspekt bekommen: den Rahmen für die Wiedervereinigung.

Ich bin fest davon überzeugt und wiederhole mich: Hätte es die Parteienkooperation nicht gegeben, wäre der Chor gegen unsere Wiedervereinigung vielstimmiger gewesen.

*Welche Perspektive hat Transnationale Parteienkooperation heute noch?*

Abnehmend, sehr stark abnehmend. Die Parteien haben wenig Bedeutung. Ich habe es teilweise erlebt, als wir es versucht haben, mit den Mittel- und Osteuropäern zu machen. Das hängt aber damit zusammen, dass die Chance zur Kooperation sich eher in der Fraktion bietet. Unabhängig davon: Wenn ich über Politik nachdenke, denke ich an die Fraktionspartei. Die Volkspartei ist um die Fraktion herum organisiert. Ich denke mehr im alten britischen Stil. Früher war es so, dass die Gedanken in der Partei entwickelt werden und die Fraktion sie umsetzte. Die Fraktion muss heute aber selber nachdenken.

*Herr Senator Radunski, wir dürfen uns ganz herzlich für ein sehr intensives, gehaltvolles und offenherziges Gespräch, das für uns viele neue Anregungen, Einblicke und Perspektiven geboten hat, bedanken.*